

Beilage

zum Jahresbericht des

Königlichen Evangelischen Gymnasiums

zu

Ratibor

vom

Oberlehrer Dr. Friedrich Wilhelm.

- I. Über drei Gedichte Heinrich Heines.
(Belsatzar, Der Hirtenknabe, Schelm von Bergen).
- II. Aus Mussestunden.

1905 Progr. Nr. 245.

Ratibor 1905.

Druck von Reinhard Meyer.



91a
6 (1905)

245/



I.

Über drei Gedichte Heinrich Heines.

Die deutsche Literatur



1.

Belsatzar.¹⁾

Zum Verständnis der Romanze, die, wenngleich oft erklärt, noch immer zur Besprechung Stoff gibt, bedarf es keiner andern historischen Voraussetzung als der, dass die Babylonier Jerusalem eroberten, die Juden in die Gefangenschaft führten und die Tempelschätze mit sich nahmen (Str. 10. Dan. 5,2). Die Tatsache, dass Bêl-schar-ušur (d. h. „Bel bewahre den König“), der erstgeborene Sohn des Nabuna'id, des letzten babylonischen Königs, nur dessen präsumtiver Nachfolger, aber niemals König gewesen ist, kommt hier nicht in Betracht. Genug, dass er als König von Babylon gedacht ist.

Gleich dem verstockten Pharao will dieser „störrige“²⁾ Despot als Herrscher über eine Weltmacht durchaus nicht anerkennen, dass Jehovah der Herr ist. Beim ausgelassenen Gastmahl, zu dem er alle seine Grossen³⁾ versammelt hat, vergisst er sich, vom Weine selbst berauscht, zu massloser Herausforderung. Es ist die Hybris, die nicht eher ruht, als bis sie ihr Verderben erzwungen hat. Mit sündigem Wort gegen Jehovah hebt sie an (Str. 7) und schreitet fort zu wilder Lästerung (Str. 8). Sie mag sich mit der Entweihung des heiligen Bechers nicht begnügen und gipfelt in dem unerhörten Trinkspruch:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Mit Rücksicht auf den Effekt ist der Name Jehovah erst jetzt genannt und dafür in Str. 7 die Bezeichnung „die Gottheit“ gebraucht. Die Juden sprachen den Namen ihres Gottes nicht eitel aus. Zu schändlicher Verhöhnung missbraucht ihn öffentlich der Unterdrücker. Dem Ewigen (denn das bedeutet ja der Name Jehovah) kündigt er auf ewig Hohn. So erweist er sich in Wahrheit als den Hauptschuldigen, der es verdient, dass die Gottheit endlich ihrem Langmut ein Ende macht und ihn herausnimmt aus der Mitte seiner Kreaturen, obgleich sie alle seiner Schuld teilhaftig sind. Es würde der Absicht der Dichtung zuwiderlaufen, wenn man die Schwere des „grausen Wortes“ mit dem Einwand herabmindern wollte, dass der König in Jehovah im Grunde genommen nichts anderes sieht, als den anspruchsvollen Gott eines überwundenen Volkes. Schon ein Beiwort wie „sündig“ (Str. 7) lässt keinen Zweifel, dass der Dichter selbst den König nach dem Massstab des jüdisch-christlichen Bewusstseins gemessen wissen wollte. Er wollte den zum Gottesspötter ausgearteten Despoten in seiner ganzen Verruchtheit zeigen. Die Farben sind grell aufgetragen wie bei dem tyran-

¹⁾ H. Heines Sämtliche Werke. Herausg. von E. Elster (= W.) 1,46.

²⁾ Heine braucht das seit Luther nachweisbare Adjectiv auch sonst, z. B. Die Nordsee. Erster Cyclus 4 V. 6 (W. 1, 166).

³⁾ Im Gedicht durchweg „Knechte“ genannt. Vgl. 2. Mos. 5,21; 7,20; 8,3. 4. 9 u. ö. („Pharao und seine Knechte“) nach Luthers Uebersetzung, die Heine wohl vertraut war.

nischen König in Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch“¹⁾, und dort wie hier ist der Fehler der Karikatur mit genauer Not vermieden. Der biblische Belsazar lässt es bei der Entheiligung der Tempelgefäße und der damit verbundenen Lobpreisung der heidnischen Götter bewenden. Darüber hinauszugehen mochte sich der Dichter schon durch den imposanten Kontrast bewogen fühlen, den die stumme Antwort Gottes zu der lauten Kriegserklärung des Königs bildet.

Nach dem Bericht des Buches Daniel war die Profanation des heiligen Geräts eine allgemeine. Eine solche bereitet auch der König in der Romanze vor. Soll man sich vorstellen, dass sie wirklich zustande gekommen ist? Der Wortlaut der Dichtung nötigt nicht die Frage zu bejahen. Wird sie verneint, so ist der König um so mehr belastet.

Die Ahnung, dass der schwere Frevel nicht unbestraft bleiben werde, befällt den König auf der Stelle. Nichts teilt sich leichter mit als das Gefühl der Bangigkeit. Das Beispiel des Königs, dessen Beklommenheit von den Höflingen im Augenblick bemerkt wird, und das Bewusstsein der Mitschuld — sie sind es ja gewesen, die ihn durch ihr Beifallgebrüll zum Äussersten ermutigt haben, — beide wirken zusammen, um jene unheimliche Stille hervorgerufen, wie sie auch den Katastrophen in der Natur voranzugehen pflegt. Dem Strophenpaar 14 und 15 respondieren die Strophen 18 und 19. Unter dem Eindruck der Flammenschrift²⁾ hat sich die Unruhe des Königs zur Todesangst,³⁾ das Schweigen der Gäste zu kaltem Graus gesteigert. Oder soll man glauben, dass allein der König die feurige Schrift bemerkt, wie Macbeth in der Tafelrunde Banquos Geist allein sieht,⁴⁾ und dass das Grausen der Knechte in Str. 19 nur die Wirkung der so furchtbar veränderten Gestalt des Königs ist? Die Magier sehen doch die Schriftzüge. Warum also nicht auch die Knechte, die es doch gewiss nicht verdienen, dass ihnen der entsetzliche Anblick der Schrift erspart bleibt.

Kein Wort, was eigentlich die Flammenschrift bedeutet. Wozu auch, wenn die Wirkung ihren Sinn so deutlich offenbart. Denn dass der König sein Todesurteil gelesen hat, zeigt er durch seine ganze Haltung. Man darf annehmen, was Luthers unwörtliche Uebersetzung zum Ausdruck bringt, dass er noch bestürzter gewesen ist, wie die Kunst der Weisen des Landes versagt und so das Todesurteil seine unwiderrufliche Bestätigung zu erhalten scheint: „Dess erschrak der König Belsazar noch mehr und verlor ganz seine Gestalt, und

¹⁾ Nach Uhlands „Höflingsschar“ scheint Heines „Knechtschar“ (sic) in Str. 8 und 19 gebildet.

²⁾ In der Bibel heisst es wörtlich (nach Kautzsch): „Als bald [aber] kamen Finger einer Menschenhand hervor, die schrieben gegenüber dem Leuchter auf den Kalk an der Wand des königlichen Prunksaals“ (Dan. 5,5). Ohne erhebliche Abweichung übersetzt Luther. Der Dichter weiss, dass die Buchstaben von Feuer gewesen sind. Die ursprüngliche, weit weniger glückliche Fassung in Str. 17, lautete: Eine leuchtende Flammenschrift und schwand. Str. 20, hiess es zuerst: Zu deuten die Schrift an Saaleswand. — Uebrigens findet sich die feurige Schrift an der Wand auch bei E. T. A. Hoffmann (in der Novelle „Der Kampf der Sänger“), dem Heine mancherlei Anregung zu verdanken hat. Vgl. R. H. Greinz: H. Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied u. Leipzig 1894 S. 25.

³⁾ „Als nun der König die Fingerspitzen der Hand, die da schrieb, gewährte, erleichte des Königs Antlitz, und seine Gedanken machten ihn bestürzt; seine Hüftgelenke waren [wie] auseinander und seine Kniee schlotterten.“ (Dan. 5,6 in wörtlicher Uebers.); vgl. Str. 18.

⁴⁾ A. Nodnagel: Deutsche Dichter der Gegenwart. Darmstadt 1842 S. 255 verweist auf Staufenberg, der „allein den Fuss der Nixe gewährte, der aus der Wand sich hervorzeigte“. Doch heisst es in der Geschichte des Peter von Staufenberg ausdrücklich, dass menneiglich den fuoz ersach.

seinen Gewaltigen ward bange“¹⁾ (Dan. 5,9). In der Dichtung tritt bei den Knechten an Stelle der Bangigkeit die unverzügliche Ausführung eines unbedenklichen Entschlusses. Diese feilen Seelen, die um das eigene Leben zittern, wenden sich bei Zeiten dem unsichtbaren, stärkeren Herren zu und glauben seinen Zorn nicht besser beschwichtigen zu können als durch Aufopferung des alten. Bei den despotisch regierten Völkern des Orients ist solcher jäher Herrenwechsel nichts Ungewöhnliches. Kaum dass sich Davids Sache durch Abners Tod günstiger gestaltet hat als die seines Gegners Isboseth, so erstechen diesen die eigenen Leute und bringen jenem das Haupt (2. Sam. 4). Indem der Dichter den wörtlichen Bibeltext²⁾: „In derselben Nacht [aber] wurde Belsazar, der chaldäische König, getötet“³⁾ (V. 30) um den einfachen Zusatz „von seinen Knechten“ erweiterte, hat er der Tragödie einen ebenso raschen wie energischen Abschluss gegeben. Drastischer konnte dem Uebermenschen seine Ohnmacht nicht zum Bewusstsein gebracht werden. „Auf ewig hatte er Jehovah Hohn angekündigt, und gleich darauf, noch in selbiger Nacht, wird er von seinen eigenen Knechten, über die seine Macht am unzweifelhaftesten schien, ermordet.“⁴⁾

Dem Gebahren der Knechte wird geflissentlich von Anfang an die gleiche Beleuchtung zu teil wie der Aufführung des Königs. Hier grenzenlose Ueberhebung, dort Preisgebung der Persönlichkeit, Gesinnungswechsel und schmähhlicher Abfall, auf beiden Seiten ausschweifende Roheit und bleiche Todesfurcht. Das ist der Despotismus und der Servilismus in ihrer widerwärtigsten Gestalt. Kann auch der eine ohne den andern gedacht werden?

Bei dem reichen Umfang der biblischen Erzählung war die Ausschälung alles Entbehrlichen bis auf den wesentlichen Kern geboten. Nichts von Gemahlinnen und Kebsweibern des Königs, nichts von den babylonischen Götzen, nichts von der Königin [- Mutter], nichts von dem die Schrift deutenden Daniel. So bleibt der König (so oft es vorkommt, hat das Wort den Ton) durchaus der Mittelpunkt des hochdramatischen Gemäldes, welches dem Dichter auch späterhin wiederholt (vgl. W. 1, 380. 400. 6, 238. 442) lebendig geworden ist. Mit dem nächtigen, gespenstischen Element, das für so manche Poesie Heines bezeichnend ist, verbindet sich die Form der Ausführung zu höchster Wirkung. Rasch vorwärts schreitend in der Handlung, die Sprache fest und gedrungen, im Ton und Versmass der alten Volksballade, mag es nun Herders (Stimmen der Völker in Liedern) oder Arnim-Brentanos Sammlung

¹⁾ Wörtlich: „Da wurde der König Belsazar sehr bestürzt, sein Antlitz erbleichte, und [auch] seine Grossen waren ganz verwirrt“. Erst hier und vorher mit keinem Worte wird in der biblischen Erzählung der Wirkung des ganzen Vorgangs auf die Grossen gedacht.

²⁾ Hebräisch lernte Heine im französischen Lyceum in Düsseldorf, welches er vom zehnten Lebensjahr ab besuchte. Doch ist er der Sprache nur unvollkommen mächtig geworden. Vgl. W. 4, 455 Anm. 2.

³⁾ Luther: „Aber des Nachts ward der Chaldäer König Belsazar getötet.“ Die unmittelbar folgenden Worte „Und Darius aus Meden nahm das Reich ein“ . . . , welche nicht mehr zu 5,30 gezogen zu werden brauchen, dürfen niemanden bestimmen, unter den „Knechten“ der Schlussstrophe andere zu verstehen als dieselben, von denen immerwährend die Rede gewesen ist.

⁴⁾ Die verbreitete Erklärung, welche das Ende des Heineschen Belsazar zu der Eroberung Babylons während der nächtlichen Festfreude durch Cyrus, dessen Anhänger Cyaxares war (in der Bibel Darius der Meder genannt), in Beziehung setzen möchte, verbietet sich von selbst. In der Dichtung verlautet nichts davon, dass die Schrift an der Wand von Persern und Medern geredet habe. Ausserdem zeigen schon die Worte „In stummer Ruh' lag Babylon“ deutlich genug, dass die Vorstellung einer Belagerung durchaus fern zu halten ist.

(Des Knaben Wunderhorn)¹⁾ hergegeben haben,²⁾ so prägt sich das volkstümlich gewordene Gedicht wie von selbst dem Gedächtnis ein.

Dem Volkston entspricht unter anderem die Wiederholung eines bedeutsamen Wortes des ersten Verses einer Strophe im zweiten Verse derselben Strophe (wie des Wortes „König“ in Str. 2 und 3) oder die Wiederaufnahme eines Wortes der Schlusszeile einer Strophe in der Anfangszeile der folgenden³⁾:

Die Knechte sassen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelnem Wein.
Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.
Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
Und blindlings reißt der Mut ihn fort.⁴⁾

Kunstmittel, wie das unpersönliche, die Phantasie anregende „es“ (Da kam's hervor, wie Menschenhand⁵⁾ Str. 16), sowie die Verbindung von Polysyndeton⁶⁾ und Epizeuxis⁷⁾ in Str. 16. 17 sind an rechter Stelle verwertet. Wohlüberlegt ist in demselben Strophenpaar der Gleichklang am Schluss der Verse mit Doppelsetzung der Worte „an weisser Wand“ (vgl. Str. 20) statt eines neuen Reims, als ob ein solcher die atemlose Spannung stören könnte.

„Belsatzar“ erschien zuerst unter den „Gedichten“ Berlin 1822 S. 90. Eine Beeinflussung durch Byrons schriftgemässer gehaltene, aber weit weniger dramatische Variation desselben Themas (Vision of Belshazzar) in den im April 1815 veröffentlichten Hebrew melodies ist nicht unmöglich.⁸⁾

¹⁾ Dem Dichter beide bei Zeiten bekannt geworden. Vgl. u. a. Weddigen: Geschichte der deutschen Volksdichtung. 2. Aufl. Wiesbaden 1895 S. 17. A. W. Fischer: Ueber die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines. Berlin 1905 S. 12.

²⁾ Vgl. K. Hessel: Zeitschr. f. den deutschen Unterricht III 1889 S. 54 und: Dichtungen von H. Heine. Ausgewählt und erläutert. Bonn 1887 S. 334.

³⁾ Der Stufenrhythmus der hebräischen Poesie, wie z. B. Ps. 121, 1 ff. — Vgl. M. Seelig: Die dichterische Sprache in Heines „Buch der Lieder“. Halle 1891 S. 56. 69 f.; O. Netoliczka: Zu Heines Balladen und Romanzen. Kronstadt 1891 S. 28.

⁴⁾ Vgl. „Herr Oluf“ bei Arnim-Brentano: Des Knaben Wunderhorn 1806-8. 1, 262 = „Erlkönigs Tochter“ in: Stimmen der Völker in Liedern. Gesammelt, geordnet, zum Teil übersetzt durch J. G. von Herder. Neu herausg. durch J. v. Müller. Tübingen 1807 S. 452:

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir.“
„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.“
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch und Krankheit folgen dir.“

⁵⁾ So heisst es vom Arm des Tauchers bei Schiller: „Da hebt es sich schwanenweiss“. Auch hier gehen, wie bei Heine, die Worte „Und sieh“ unmittelbar vorher. Schillers Gedicht war dem jungen Heine sehr geläufig. Vgl. Strodtmann: H. Heines Leben und Werke. I² S. 26. — Ueber die Anwendung des unbestimmten „es“ bei Heine vgl. Seelig a. O. S. 39 f.

⁶⁾ Vgl. Seelig a. O. S. 59.

⁷⁾ Vgl. Seelig a. O. S. 49 f.; R. Goetze: H. Heines „Buch der Lieder“ und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied. Halle 1895 S. 33 f.

⁸⁾ Das Nähere bei F. Melchior: Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron. Berlin 1903 S. 85 ff.

Fragt man, was Heine an den Stoff anzog, den der junge Goethe dramatisch bearbeitete¹⁾, so darf, wie mit Recht bemerkt worden ist, die religiöse und nationale Seite nicht ausser Acht gelassen werden. Dem jugendlichen, für das religiöse Gefühl empfänglichen²⁾ und die Leiden seiner Stammesgenossen mitfühlenden Dichter erschien dieser Belsazar, der das, was Israel heilig war, — nach der biblischen Ueberlieferung — so rücksichtslos verletzte, als ein Bösewicht und sein Ende als ein wohlverdientes Gottesgericht. Hier ist der Ort an eine Mitteilung Heines vom Jahre 1849 zu erinnern, nach welcher er durch die Hymne Wajhi bechazi halajla („Es war inmitten der Nacht“) zu dem Gedicht inspiriert wurde.³⁾ Diese Hymne, eine Zusammenstellung der biblischen Ereignisse, die sich der Sage nach in der Pesachnacht zugetragen haben, — der Verfasser soll R. Jaunai sein, ein Dichter aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, — bildet einen integrierenden Bestandteil der Hagada und wird am ersten Passahabend gesungen. Sie hat die genannten Worte zum Refrain und gedenkt auch in aller Kürze des Belsazar: „Der sich berauscht im Weihgerät, er fand den Tod noch in der Nacht.“⁴⁾

Heine will die Romanze geschrieben haben, bevor er noch das sechzehnte Jahr zurückgelegt habe. Gedächtnisirrtümer des Dichters sind mehrfach nachweisbar.

Von Anklängen an die Dichtung, welche die Beobachtung bestätigen, „wie gelegentlich ein Heinesches Gedicht im Ausdruck zum anderen borgen geht“,⁵⁾ seien folgende angeführt:

Die Mitternacht war kalt und stumm⁶⁾;
Ich irrte klagend im Wald herum.

(Lyrisches Intermezzo 61; W. 1,90. Vgl. Bels. Str. 1).

Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

(Traumbilder 5 Str. 5; W. 1,17. Vgl. Bels. Str. 19).

Ich aber stand beim heiligen Ort
Und stand so still und sprach kein Wort.

(Nachlese zu den Gedichten. 2. Buch. Vermischte Gedichte 4; W. 2,58. Vgl. Bels. Str. 19).

Eine Einwirkung der Romanze auf die öfter mit ihr verglichene Ballade Uhlands „Das Glück von Edenhall“⁷⁾ (1834) dürfte ausgeschlossen sein. Nur in geringem Masse hat sich Adolf Böttger in seiner gross angelegten, aber allzu phantastischen Dichtung „Der Fall von Babylon“ Leipzig 1855, weit mehr und ohne sein Vorbild erreicht zu haben, Johann

¹⁾ Vgl. K. Heinemann: Goethe I¹ S. 61. 65. 118.

²⁾ Vgl. Elster: Heinrich Heines Buch der Lieder. Heilbronn 1887 (Nr. 27 von Seufferts „Literaturdenkmäler des 18. u. 19. Jahrhunderts“) Einl. S. LIII f.

³⁾ Vgl. L. Kalisch: Pariser Leben. Bilder und Skizzen. Neue Ausg. Berlin 1886 S. 331 (= Gartenlaube 1874 S. 746) und G. Karpeles: H. Heines Biographie. Hamburg 1885 S. 17.

⁴⁾ Vgl. Die Pesach-Hagada mit vollständigem, sorgfältig durchgesehenen Text. Uebersetzt und erläutert von D. Cassel. 8. Aufl. Berlin 1897 S. 27.

⁵⁾ Vgl. Netoliczka a. O. S. 26.

⁶⁾ Vgl. Lyr. Int. 62 V. 6 (W. 1,90).

⁷⁾ Vgl. z. B. Gude: Erläuterungen deutscher Dichtungen. Vierte Reihe. 8. Aufl. Leipz. 1899 S. 248.

Heinrich Otto Meyer („Belsazar“) ¹⁾ an Heine angeschlossen. Gustav Legerlotz (Belsazar“) ²⁾ ahmt ohne Einbusse der Selbständigkeit Heine und Byron nach. Von fremdsprachlichen Versionen der Romanze kenne ich nur die französischen, bei L. P. Betz: Heine in Frankreich Zürich 1895 S. 228 f. u. 258 f. abgedruckten des Léon Vallade und Henri-Frédéric Amiel, jene eine Umdichtung, diese eine Uebersetzung.³⁾

2.

Der Hirtenknabe.⁴⁾

In der „Harzreise“⁵⁾ erzählt Heine:

„Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine . . . Herde stiess, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir: Der grosse Berg, an dessen Fuss ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, dass mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Déjeuner dinatoire, das aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühleins sprangen um uns herum und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren grossen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirt ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brot gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen:

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron,
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die schwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolz gespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh'
Mit den Flöten, mit den Glöcklein
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muss regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knuriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund.

Schläfrig lallt der junge König:
Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt', dass ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermesslich Reich!

¹⁾ Hochdeutsche Gedichte. 2. Aufl. S. 195; abgedruckt bei Leimbach: Ausgewählte deutsche Dichtungen 10, 210 f.

²⁾ Aus guten Stunden. 2. Aufl. S. 322.

³⁾ Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass in Strophe 11 nicht zu lesen ist: „bis zum Rand“, wie man noch in den neusten Auflagen mancher Schullesebücher findet, sondern: „bis am Rand.“ Ueber die Nachlässigkeit des Sprachgebrauchs vgl. Elster: Heinrich Heines Buch der Lieder, Einl. S. C.

⁴⁾ W. 1, 158.

⁵⁾ W. 3, 49.

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf“.

Das eingelegte Lied kann durch den Nachweis, dass litterarische Einflüsse zu seinem Entstehen beigetragen haben, nichts von dem Erdgeruch verlieren, den es auch dann ausströmt, wenn es für sich genommen und losgelöst von seiner Umgebung genossen wird. Der Schäfer mit seinen unentbehrlichen Requisiten, dem Hirtenstab und der Schalmei, mit dem treuen Hunde, dem einfachen, aber wohlschmeckenden Mahl, die Geliebte nicht zu vergessen, mag sie nun willfährig oder spröde, mag sie ein schlichtes Landmädchen oder eine Königstochter sein, ist eine der beliebtesten Gestalten der Volkspoesie. Volkstümliche Dichter wie Goethe („Der Schäfer.“ „Schäfers Klagelied“) und Uhland, dessen Lied „Der Schäfer“ Heine für das schönste aller Uhlandschen Lieder erklärte (W. 5, 344), haben das Motiv wiederholt verwendet. Höchste Genügsamkeit und ein Wohlbehagen, welches mit keinem Reichtum tauschen möchte, sind die öfter wiederkehrenden Eigenschaften des Berghirten im Volksliede. Man höre nur den Hirten in der Heine wahrscheinlich bekannt gewesenen „Sammlung deutscher Volkslieder“ von Büsching und von der Hagen Berlin 1807 S. 9¹⁾:

Ach wie sanft ruh' ich hie
Bei meinem Vieh!
Da schlaf' ich süß im Moos,
Dem Glücke in dem Schoos,
Ganz sorgenlos.
Wenn ich die prächtigen Schlösser²⁾ beschau',
Sind sie gegen mir,
So zu sagen, schier
Ein kühler Thau.

Kommt dann das Morgenroth,
So lob' ich Gott;
Dann mit der Feldschalmei
Ruf' ich das Lämmerschrei
Ganz nahe herbei:
Da ist kein Seufzer, kein trauriger Ton;
Denn die Morgenstund'
Führet Gold im Mund,
Baut mir einen Thron.³⁾

Kommt dann die Mittagszeit,
Bin ich voll Freud,
Da gras't das liebe Vieh,
Geis, Lämmer, Schaf' und Küh'
Auf grüner Heid.
Setz' mich in Schatten hin, esse mein Brot;⁴⁾
Bei meinem Hirtenstab
Schwör' ich, dass ich hab'
Niemals eine Not.

Endlich seh' ich von fern
Den Abendstern;
Dort drauss am Wasserfall
Schlaget die Nachtigall,
Gibt Wiederhall.
Freiheit in Armuth gibt Reichthum und Sieg⁵⁾
Allem Pomp und Pracht
Sag' ich gute Nacht
Und bleib' ein Hirt.

¹⁾ Entlehnt aus: Bragur. Ein litter. Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausg. von Häslein und Gräter III Leipz. 1794 S. 278. Vgl. ebd. S. 479. — In der Sammlung von Büsching. und von der Hagen steht ausser andern Schäfergedichten (S. 93. 99. 115. 129. 168. 267) auch das von dem Schneidergesellen in der „Harzreise“ (W. 3,24 und dazu Anm. 3) gesungene Lied „Ein Käfer auf dem Zaune sass“ (S. 156) und ein „Berglied vom Harz“ (S. 293), welches wenigstens in Bezug auf das Thema (Liebessehnsucht) mit Heines Lied „Auf dem Brocken“ (W. 3,67. 1,158) verglichen werden kann.

²⁾ Vergl. Uhland „Des Knaben Berglied“: Ich bin vom Berg der Hirtenknab, Seh' auf die Schlösser all herab.

³⁾ Vgl. mit diesen beiden Strophen das Lied „Die kluge Schäferin“ bei Arnim-Brentano a. O. 1, 149.

⁴⁾ Vgl. die oben mitgeteilte Stelle der „Harzreise“. Der Mittagruhe haltende Hirt schon bei Theokr. Id. 1.

⁵⁾ Als ob ein Weiser spräche. Weisheit wird dem Hirten öfter zugeschrieben. Vgl. Grimm: Das Hirtenbüblein (Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 26. Aufl. Berlin 1894 S. 399).

Auch ohne den Besitz eines Liebchens fühlt dieser Hirt sich wie ein König. Er weiss von einem Thron zu reden (Str. 2) und schwört bei seinem Hirtenstab, wie Agamemnon bei seinem Scepter (Str. 3). Schon durch die hergebrachte, auf der innerlichen Verwandtschaft des Berufs beruhende Bezeichnung der Könige als „Hirten der Völker“ war der Vergleich des Hirten mit einem König nahegelegt. Heines königlicher Hirt hat einen ganzen Hofstaat um sich. Auch diese Weise ist nicht neu. So berichtet der Simplex des Grimms (Hausen¹⁾) im ersten Kapitel des ersten Buches von seinem Vater, einem Bauern: „Mein Knan (denn also nennet man die Vätter im Spessert) hatte einen eignen Pallast, sowol als ein andrer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König . . . mit eignen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er ward mit Leimen gemahlet, und an stat des unfruchtbar Schiefers, kalten Bleyes und roten Kupfers mit Stro bedeckt, darauff das edel Getraid wächst . . . Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? . . . Anstatt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offft auff der Weid auffgewartet . . .“ Im zweiten Kapitel erzählt dann Simplex weiter, wie er von seinem Vater „mit der herrlichsten Dignität . . . nemlich mit dem uralten Hirten-Amt“ betraut worden und sich wie David vorgekommen sei. An einer langen Reihe von Beispielen weist er nach, wie viele hochgestellte Männer und Könige aus dem Hirtenstande hervorgegangen seien, und singt im dritten Kapitel inmitten seiner Herden ein Lied zum Preise des Bauernstandes. Man halte die Situation an der angeführten Stelle der „Harzreise“ daneben. Dass Heine bei seinem eingehenden Studium der Volkspoesie am „Simplicissimus“, diesem so hervorragend volkstümlichen Litteraturwerk, vorübergegangen sein sollte, ist an sich unwahrscheinlich genug. Schon durch Arnim-Brentano a. O. 1, 198 konnte er auf den (bereits mehrfach ausgezogenen oder umgearbeiteten) Roman geführt werden, den auch der von ihm fleissig gelesene Tieck²⁾ und Varnhagen von Ense³⁾, der Förderer und Freund Heines seit dessen Berliner Zeit, zu schätzen wussten.

Der heitere Charakter des Liedes tritt besonders in den beiden durch den Stufenrhythmus („meiner Königin“) verknüpften Schlussstrophen hervor. Mit seiner Herzenskönigin — so nennt Heine anderswo⁴⁾ die eigene Geliebte — ist dieser Hirt das glückliche Seitenstück zu dem „Berghirten“ bei Wilhelm Müller,⁵⁾ der in heller Verzweiflung nach seinem Mädchen seufzt:

Ach, Mädchen, Mädchen, nimm mich bald!
Es ist so öd', es ist so kalt
Hier oben.⁶⁾

¹⁾ Vgl. Nodnagel a. O. S. 268. — Joh. G. Jacobi, dessen „Winterreise“ und „Sommerreise“ zu Heines Vorbildern für die „Harzreise“ gehören (vgl. H. Heines Werke herausg. von Karpeles 3. Bd. Einl. S. XII f.), hat hier nichts vorgezeichnet.

²⁾ Vgl. Goedeke: Grundriss zur Gesch. der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 6, 36 Nr. 42.

³⁾ Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 1² Leipzig 1843 S. 460 f. 466 f.

⁴⁾ Junge Leiden. Lieder 5 Str. 3 (W. 1,32).

⁵⁾ Ueber dessen Einfluss auf Heine vgl. besonders G. Brandes: Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Leipzig 1891. 6, 173 ff.

⁶⁾ Vgl. Urania: Taschenbuch auf das Jahr 1822 S. 419 = W. Müller: Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. 2. Bändchen. Dessau 1824 S. 111.

Mit dem Versmass des von O. Lorenz in Musik gesetzten Liedes¹⁾ stimmt das Metrum des inhaltlich freilich ganz verschiedenen Liedes „Der verwaiste Hirtenknabe“ bei Firmenich: Germaniens Völkerstimmen 2, 642 überein. Schon in der „Bergidylle“ (W. 3,43) hatte Heine diese wohlklingenden Trochäen (nach dem Vorgang Arnims in seinem Roman „Die Kronenwächter“; vgl. H. Pröhle: H. Heine und der Harz. Harzburg 1888 S. 17 f.) gebraucht.

3.

Schelm von Bergen.²⁾

Die Schelm von Bergen waren eines der ältesten Ministerialengeschlechter der Kaiserpfalz zu Frankfurt, das schon 1194 urkundlich vorkommt. Die eine Linie verblieb im Stammsitz Bergen (unweit Frankfurt) und verblühte im Mannesstamm 1768, die andere liess sich im 16. Jahrhundert³⁾ in Gelnhausen nieder und erlosch mit Christian Ernst Schelm von Bergen, der dort als pensionierter Hauptmann der weiland Fürstlich Primasschen Truppen am 9. April 1844⁴⁾ starb. Die Volkssage berichtet über die Veranlassung, wie das Geschlecht zu seinem Adel gekommen sei, verschieden: Vgl. F. P. Usener bei F. Gottschalk: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. 8. Bd. Halle 1831 S. 254 f.; Usener: Beiträge zu der Geschichte der Ritterburgen und Bergschlösser in der Umgegend von Frankfurt a. M. 1852 S. 10; K. Lyncker: Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. Cassel 1854 S. 150 ff.; K. Enslin: Frankfurter Sagenbuch. Sagen und sagenhafte Geschichten aus Frankfurt a. M. 1861 S. 19 ff.; Al. Kaufmann: Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Al. Kaufmanns Mainsagen. Köln 1862 S. 121 ff.; Illustr. Zeit. 1867 S. 36; Graesse: Sagenbuch des preussischen Staates II Glogau 1871 S. 689 f. und: Geschlechts-Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation. Dresden 1876 S. 145; W. Junghans: Kurze Geschichte der Stadt und des Kreises Hanau. Hanau 1887 S. 137 f.;⁵⁾ O. Beneke: Von unehrlichen Leuten. 2. Aufl. Berlin 1889 S. 338 f. Eine über den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückreichende Quelle für diese noch heute im Hessenlande und zwar begreiflicher Weise besonders in Gelnhausen⁶⁾ lebendigen Sagen⁷⁾ ist, wie es scheint, nicht nachweisbar. Am meisten verbreitet ist offenbar diejenige Fassung gewesen, nach der der Schelm

¹⁾ Vgl. E. Challier: Grosser Liederkatalog. Berlin 1885 S. 477.

²⁾ W. 1, 336.

³⁾ W. Junghans: Zeitschr. d. Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. XII. Kassel 1886 S. 198.

⁴⁾ Gelnhausener Kirchenbuch. — Näheres über diesen letzten Sprossen, dem es bei seiner knappen Pension herzlich schlecht ging, bei H. Emmel: Mitteilungen über die vormalige freie Reichsstadt Gelnhausen. Hanau 1881 S. 66.

⁵⁾ Eine Contamination der Sagen Nr. 222 und 224 bei Lyncker a. O.

⁶⁾ aber auch in Bergen. Die Ostspitze des Vilbeler Waldes heisst noch heute die Schelmenecke.

⁷⁾ Eine bisher unbekannte Variante der vierten der von Usener Beitr. S. 10 angeführten Sagen teilt mir Herr Heinrich Heusohn in Hanau, dem ich für seine mir so bereitwillig gegebenen Auskünfte meinen gebührenden Dank ausspreche, aus dem Munde eines alten Gelnhausener Bürgers mit. Danach habe der Kaiser bei der Geburt seines ältesten Sohnes vor Freude ausgerufen: „Der erste, der mir begegnet, soll Gevatter sein“. Dies sei zufällig der Abdecker (Schelm) von Bergen gewesen. Unmutig habe der Kaiser gesagt: „Musst du mir gerade begegnen?“ ihn aber dann zum Ritter geschlagen und als Taufpaten angenommen.

von Bergen vom Kaiser (Friedrich Rotbart) während eines Maskenfestes geadelt wurde, welches im Frankfurter Römer, oder, wie man in der „Barbarossastadt“ Gelnhausen erzählt¹⁾, in der vom Kaiser daselbst erbauten Reichsburg stattfand. Wegen ihres echt volkstümlichen Charakters, aber auch um des romantischen Hintergrundes willen, ist sie bereits vor Heine von der Dichtung wiederholt bearbeitet worden. Je nachdem die kurze, poetische Erzählung des Vorgangs oder die episch-romantische Ausschmückung vorgezogen ist, lassen sich diese Gedichte klassifizieren, doch liegt kein Grund vor, sie in anderer als chronologischer Reihenfolge durchzugehen.

Von so geringem dichterischen Wert, dass ihre Mitteilung erübrigt, ist die Darstellung Isaaks von Sinclair,²⁾ des verdienten ersten Beamten des Landgrafen Friedrichs V. von Hessen-Homburg, in seinen unter dem Namen Crisalin (Anagramm von Sinclair) herausgegebenen Gedichten. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 1811. 2, 266 („Der Schelm von Bergen“)³⁾ Hier ist es nach einer Lesart, die auch sonst vorkommt (vgl. u. a. Enslin a. O. S. 20 Anm.), der Sohn des Scharfrichters von Bergen, der von dem (ungenannten) Kaiser (in Frankfurt) geadelt wird. Nicht viel höher anzuschlagen ist das in Friedrich Rassmanns Rheinisch-westfälischem Musenalmanach auf das Jahr 1821⁴⁾ S. 158 ff. unter dem Pseudonym „Theobald“ veröffentlichte Gedicht („Der Schelm von Bergen“)⁵⁾ des jungen Wilhelm Smets.⁶⁾ Der junge Heine hat nachsichtig genug geurteilt, wenn er in seiner im August desselben Jahres erschienenen Recension des Almanachs (vgl. W. 7, 171. 560) zu diesem Stück, welches Smets in die Ausgabe seiner Gedichte Aachen 1824 (S. 130) aufgenommen hat, folgendes bemerkt: „Der Stoff von Theobalds Schelm von Bergen ist wunderschön, fast unübertrefflich, aber der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht“. In der vollständigen Sammlung seiner Gedichte Stuttgart und Tübingen 1840 (S. 183) hat Smets seiner Jugendarbeit durch Strophenversetzung, Strophenzusammenziehung und Ausscheidung überflüssigen Beiwerks eine straffere Form zu geben gesucht, aber auch so trägt das Gedicht (ohne erschöpfende Kenntniss des Sachverhalts und aus indirekter Quelle abgedruckt von J. Nassen in der Literarischen Beilage zur Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung Aachen 1903. Februar. Nr. 5 S. 34) immer noch den Stempel des Anfängers.

Den Abdruck der Smetsschen Dichtungen macht die ihnen durchaus verwandte, aber in der äusseren Technik ungleich bessere Bearbeitung Karl Simrocks (Rheinsagen. 2. Aufl. Bonn 1837 S. 270)⁷⁾ entbehrlich, dem die Sage gewiss nicht bloss aus der von ihm be-

¹⁾ Vgl. Junghans: Kurze Geschichte u. s. w. S. 137.

²⁾ Vgl. über ihn Goedeke a. O. 6, 160 f.

³⁾ Ein Abdruck bei G. Listmann: Sagenbuch der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Frankf. a. M. 1856 S. 23 ff.

⁴⁾ In der Bibliothek des Kgl. Gymnasiums zu Hamm i. W.

⁵⁾ ebenfalls abgedruckt bei Listmann a. O. S. 27 ff. (als Verfasser ist „Theobald“ angegeben).

⁶⁾ Alles Wissenswerte über ihn bei J. Müllermeister: Wilhelm Smets in Leben und Schriften Aachen 1877. — Die Gedichte von Sinclair und Smets sind also noch etwas älter als der erste der oben citierten Prosaberichte (von Usener).

⁷⁾ Neuste (10.), von K. Hessel besorgte Aufl. Bonn 1891 S. 260. — Unrichtig ist die Angabe Brümmers (Deutsches Dichterlexicon. Eichstätt u. Stuttg. 1876.77 II 358), dass die „Rheinsagen“ schon 1836 erschienen seien.

nutzten Vorarbeit seines Freundes Smets bekannt gewesen ist. Uebrigens will diese anspruchlose Darstellung nicht mehr und nicht weniger sein, als eine in der Hauptsache getreue Wiedergabe der Ueberlieferung, und schon als solche ist sie mitzuteilen:

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königs- wahl, ¹⁾	„Wollt Ihr Euch nicht entmummen, Herr Ritter, es ist Zeit,
Und abends drehn Vermummte sich bei der Fak- keln Strahl:	Die Larven alle fielen, lasst schauen, wer Ihr seid!“ —
Der König ist gekoren, Des Reiches Not beschworen, Ihr Masken, schwingt euch froh im Saal!	„Das, Herrin, nicht begehre! Bei dein und meiner Ehre, Du forderst unser beider Leid.“ ⁵⁾
Zum Tanze lädts, zum Tanze! Der König fliegt dahin, ²⁾	„Wärt Ihr des Reiches Ächter“ ⁶⁾ begann der Kö- nig hehr,
Und mit dem schwarzen Ritter die junge Königin: Wer ist wohl der Beglückte, Den solche Ehre schmückte? Sie wäre Fürsten Hochgewinn ³⁾ .	„Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Maske mehr.“ Da kann er sich nicht bergen: ⁷⁾ „Der Scharfrichter von Bergen!“ Erschrocken schallt es rings umher.
Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keicht:	„Unehrllicher, dein Atem befleckt die Königin, Den Frevel wirst du büßen, der Tod ist dein Gewinn.
Wem hat die junge Königin zum Tanz die Hand gereicht?	Legt Hand an ihn, ihr Schergen, Den Scharfrichter von Bergen, Zum Richtplatz schleift ihn selber hin!“
Es ist der schwarze Ritter; Er tanzt fürwahr nicht bitter, ⁴⁾ Ja, keiner tanzt so frei und leicht.	„Was könnt es helfen?“ spricht er, „die Königin blieb entehrt: Ich will Euch besser raten, Herr König, zieht das Schwert,
Und immer ists der Schwarze, der sie zum Tanze führt;	Schlagt mich damit zum Ritter: Beschimpft sie dann ein dritter, Das räch ich ritterlich beweht.“ —
Doch ist sie wohl zu tadeln, dass sie den Tänzer kürt? —	
Die Larven werden fallen, Dann muss sein Name schallen, Dann zeigt sich, ob es ihm gebührt.	

¹⁾ Auch bei Smets vollzieht sich der Vorgang in Frankfurt, aber nicht bei der Wahl (vgl. dagegen Enslin a. O. S. 19), sondern bei der Krönung eines (ebenfalls ungenannten) Königs. Der erste, den die Fürsten in Frankfurt zum König wählten, war der minderjährige Heinrich, der Sohn Konrads III. (1147). Die Ehre, dem Neuerwählten auch zur Krönung zu dienen, teilt Frankfurt mit Aachen seit 1562 (Wahl und Krönung Maximilians II.). Vgl. Kirchner: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main 1, 86. 2, 243. — Smets braucht in der ersten Bearbeitung, um zur Sache zu kommen, vier Strophen.

²⁾ nicht die einzige ungeschickte Wendung.

³⁾ Das mittelhochdeutsche Kolorit des Ausdrucks ist auch sonst gewahrt.

⁴⁾ sondern wie einer von süßem d. i. ritterlichem Blut.

⁵⁾ Vgl. Smets: O nimmer dies begehre, Du hohe Königin! Mein Leben und deine Ehre, Wohl beides wär' dahin.

⁶⁾ passivisch zu fassen = Geächteter, einer, über den die Reichsacht verhängt ist. Vgl. Smets: Wer du bist, o Ritter, mir sage, Und seist auch in Acht und Bann (Worte der Königin).

⁷⁾ Smets: Da will er's nicht länger verbergen.

„Der Rat ist gut, knie nieder, ich lohn ihn mit
 der Tat:
 Du bist ein Schelm gewesen, und schelmisch war
 dein Rat,
 So heisse Schelm von Bergen:
 Der darf sich nicht verbergen,
 Dem dies der Deutschen König tat“.

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer
 leicht:
 Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz
 gereicht?
 Es ist der schwarze Ritter,
 Er tanzt mit offnem Gitter,¹⁾
 Kein Reichsfürst tanzt so frei und leicht.

Der mittelalterliche, mit dem römischen Recht übernommene Scharfrichter oder Schelm²⁾ war, wie der Henker in Rom, ehrlos und wegen seines verrufenen, mit der Verwaltung der schimpflichen Abdeckerei verbundenen Gewerbes der höchsten Verachtung ausgesetzt³⁾. Von jeglichem Verkehr ausgeschlossen, kann er sich die Freuden menschlicher Geselligkeit höchstens unter dem Schutz der Maske zugänglich machen. Denn jede, selbst die leicht streifende Berührung seiner Hand, ja schon sein Atem behaftet mit Infamie⁴⁾. Man begreift das allgemeine Entsetzen und die Entrüstung des Königs bei der Demaskierung. Diese Schmach ruht auch auf seinen Kindern und auf seiner ganzen Sippschaft⁵⁾.

Ewgem Hasse preisgegeben,
 Einsam, freudlos, ungeminnt,
 Von den Menschen scheu gemieden,
 Ruhlos, unstät, ohne Frieden,
 Ehrlos ist des Henkers Kind.

Natürlich heiraten die Scharfrichterfamilien nur untereinander⁶⁾. So bleibt das Handwerk in der Familie, und der Sohn, durch den väterlichen Bann der Schmach für jeden andern Stand unmöglich, ist nach Gesetz und Herkommen der Nachfolger seines Vaters. Vater, Vatersbruder und Grossvater des „roten Sefchens“, das der übermütige junge Heine, auf die Gefahr hin unehrlich zu werden, zu küssen kein Bedenken trägt,⁷⁾ waren Scharfrichter. Es ist erklärlich, dass die Menschenscheu und Schwermut eines solchen ohne sein Verschulden Ausgestossenen und zu dem unglücklichsten Beruf Verurteilten nicht selten in ausgelassene Dreistigkeit, in störrigen Trotz und rachsüchtige Erbitterung gegen die Ungerechtigkeit der Menschen umschlagen, die solche Satzung geschaffen haben und ausüben.

¹⁾ Bei Smets Str. 9 derselbe Ausdruck.

²⁾ Das Wort bedeutet eigentlich das Aas oder die Pest (vgl. Usener Beitr. S. 11); dann ist es auf den Abdecker, der mit Aas zu tun hat und wie die Pest geflohen wird, hernach von diesem auf den Scharfrichter übertragen worden. In diesem Sinne (= Scharfrichter) wendet es z. B. der Herzog in Heines Gedicht an. Sodann wird es vom ehrlosen Betrüger gebraucht. Schliesslich nennt man einen Schalk, den man gern haben mag, in neckischer Weise einen Schelm. Des Doppelsinns (Scharfrichter und Schalk) ist sich der König bei Simrock bewusst.

³⁾ „Noch im Jahre 1604 wird ein Bettelvogt verabschiedet, weil er mit des Scharfrichtes Knechten gezecht hatte“. Vgl. auch Kriegk: Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Neue Folge. Frankfurt a. M. 1871 S. 273. 299.

⁴⁾ Vgl. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer. 3. Ausg. S. 883.

⁵⁾ Erst durch die Reichsgesetze von 1731 und 1772 (vgl. Beneke a. O. S. 164. 178) wird die Unehrllichkeit der scharfrichterlichen Nachkommen beschränkt.

⁶⁾ H. Heine: Memoiren (W. 7, 505).

⁷⁾ Memoiren (W. 7, 509).

Der kecke Eindringling, der sich nicht bloss das Recht des Ehrlichen, sondern sogar des Ritters herausnimmt und die Königin durch seine Berührung entehrt, hat gesetzlich den Tod verdient. Statt dessen erhält er das Leben geschenkt und die Erhebung in den Adelsstand dazu. So kann bisweilen ein kluges, aus rascher Geistesgegenwart hervorgegangenes Wort die peinlichste Situation zu einer allseitig befriedigenden gestalten. Der Schelm von Bergen, wie ihn Simrock vorführt, bedeutet den Triumph der Keckheit¹⁾. „Je grösser der Schelm, je grösser das Glück“. Reineke Fuchs steigt mit der wiedergewonnenen Huld des Königs in hohen Ehren vom Galgen. Aber er ist ein Lügner und Taugenichts, dieser Schelm von Bergen hingegen ein lebenswürdiger Schalk und angenehmer Schwerenöter.

Nach der einen Gruppe von Sagen (Lyncker a. O. Nr. 222 und 223; Listmann a. O. S. 17. Al. Kaufmann a. O. S. 122) gab der Kaiser Friedrich Rotbart dem Schelm von Bergen den Adel zum Dank für geleistete Rettung aus Lebensgefahr. Diesen Vorwurf hat Johann Nepomuk Vogl (Balladen und Romanzen. Neue Folge. Wien 1837)²⁾, der fleissige Forscher in Chroniken, Volks- und Lokalsagen, aufgenommen, vermutlich nach eigener Erfindung ausgestaltet, mit dem Tanzmotiv verbunden und so den Gegenstand nach seiner ausführlichen Art zu einem kleinen Epos („Der Schelm von Bergen“) erweitert.

Der Sohn des Henkers zu Bergen ist ein solcher Unglücklicher, dem seine Ausgestossenheit gar tief zu Herzen geht. Er empfindet sie um so bitterer, je mehr er sich bewusst ist, zu Höherem als zu dem schlimmen Stande seines Vaters befähigt zu sein. So irrt er, während die stolzen Ritter und Edeldamen zum glänzenden Fest nach Frankfurt ziehen, mit sich und aller Welt zerfallen, noch nach eingetretener Dunkelheit in der Einsamkeit umher. Da, horch, ein gellendes Schreien und Hufschlag! Zwei wild gewordene Rosse stürzen aus dem Busch hervor und stürmen mit dem Wagen, dessen Lenker die Zügel verloren hat, in rasender Eile auf die nahe Felsschlucht los. Schon biegt sich der Wagen zum Sturz, da fasst der Henkerssohn mit starker Hand das Gespann und zwingt es zum Stillstand. Die Geretteten sind der offenbar auf der Fahrt zu dem Frankfurter Fest begriffene Kaiser Friedrich Rotbart³⁾ und seine Gemahlin, die vor Schreck ohnmächtig gewordene Gella. Eine ihm vom Kaiser angebotene Belohnung weist der Jüngling, ganz versunken in den Anblick des engelschönen Weibes, mit Entschiedenheit zurück. Nach Namen, Stand und Rang gefragt, gibt er dem Kaiser nach langem Zögern bitter lächelnd die Antwort: Ich bin der Sohn des Henkers. Darauf entfernt er sich eiligst. Entsetzt blickt ihm der Kaiser nach, und mit besorgtem Blick auf die Ohnmächtige preist er sie glücklich, dass sie dem Anblick so schlimmen Retters entgangen sei.

¹⁾ Bei Enslin a. O. S. 20 sagt der Scharfrichter: „Kehrt's um, Herr Kaiser, so kanns auch gut gesühnt werden! Anstatt, dass die Kaiserin durch meine Berührung ehrlos geworden sei, sagt lieber: ich sei durch ihre Berührung ehrlich geworden. Besser doch scheints so.“ Vgl. Beneke a. O. S. 338 f.

²⁾ Diese „Neue Folge“ ist mir, weil selbst in Wiener Bibliotheken nicht vorhanden, nicht zugänglich geworden. Meine Kenntnis, dass die Dichtung schon hier steht, beruht auf J. N. Vogl: Balladen und Romanzen. Neuste Folge. Wien 1841 S. 198.

³⁾ Weil es zum Feste geht, im vollen Ornat, die Krone selbst während der Reise auf dem Haupte. Recht märchenhaft und patriarchalisch. Selbstverständlich bedarf es in dieser alten, guten Zeit ausser dem Kutscher keines Begleiters. Auf seinen Jagdausflügen war der Kaiser oft ganz allein.

2. Die Maske.¹⁾

Zu Frankfurt in dem Römer,²⁾ da strahlt's von Glanz und Pracht,
Da treiben sich die Gäste in bunter Maskentracht,
Da schwankt's von Busch und Reigern, da rauscht's von Seid' und Samt,
Da drängt sich Edelknabe und Schenk in seinem Amt.

Der Kaiser Rotbart selber und Gella, schön wie nie,
Durchwandeln dort die Reihen und alles blickt auf sie.
Da schallt Musik zum Tanze, da tönen Flöt' und Geigen,
Die Kaiserin will selber beginnen jetzt den Reigen.

Und als sie vor nun schreitet, den Tänzer zu ersch'n,
Fällt ihr der Strauss vom Busen zur Erde unversehn;
Rasch hebt da eine Maske den Strauss zu ihrem Fuss
Und reicht ihn ihr, sich neigend, mit sittig feinem Gruss.

Schön Gella nimmt die Rosen und schaut die Maske an,
In Weiss und Blau gekleidet³⁾, ein kräftig schlanker Mann;
Da reichet sie die Rechte ihm dar nach kurzem Sinnen:
„Mit dir, du feiner Ritter, will ich den Tanz beginnen.“

Und durch den Saal hin rauschet, bei hellem Klang und Schall,
Schön Gella mit der Maske, dass d'rob verwundert all';
Nie hatten noch im Reigen zwei Tänzer sie gesehen,
Die also adlig mochten im Sturm vorüberwehen.

Und eines fragt das And're: „Wer mag der Tänzer sein?
Das ist der edle Günther, nein, Otto ist's von Leu'n.“
Und jedem ist das Inn're von Neugier angefacht;
Denn keiner mag erkennen den Ritter in seiner Tracht.

Die Kaiserin selber fasset darnach ein stiller Drang:
„Sagt, Maske, euren Namen, ihr seid gelöst vom Zwang.“
Die Maske aber schüttelt das Haupt und spricht: „Verzeiht,
Dass ich ihn euch verschweige; mein Name schafft nur Leid.“⁴⁾

Schön Gella aber dringet nur heft'ger noch in ihn:
Da sinkt er vor die Hohe auf seine Kniee hin:⁵⁾
„Und wollt durchaus ihr's wissen, so folg' ich dem Gebot,
Und sollt es mir auch bringen sogleich den schlimmsten Tod.“

¹⁾ Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Dritte stark vermehrte Auflage. Wien 1846 (S. 60)
Ein Abdruck dieses zweiten Teils wird um so willkommener sein, als Vogls Gedichte selbst in namhaften
inländischen Bibliotheken nicht zu finden sind.

²⁾ So beginnt (vgl. Smets) auch Simrock; bei dem geradezu typischen Verfahren vieler Romanzendichter,
mit der genauen Ortsangabe anzuheben (vgl. übrigens auch Vogls Gedicht, Teil 1 Str. 2), ebenso wenig ein
zwingender Beweis für die Abhängigkeit des einen vom andern wie der von beiden (von Simrock in den beiden
ersten Zeilen jeder Strophe) angewandte und beiden auch sonst sehr geläufige neuere Nibelungenvers. Auch
die bekannte Jagdgeschichte von Karl dem Grossen (Monach. Sangall. II 17, bei Pertz: Mon. II 760)
können beide unabhängig von einander behandelt haben. Vgl. Vogl a. O. S. 50 „Kaiser Karls Jagdrift“
(ebenfalls bereits in der „Neuen Folge“ 1837) und Simrock „Die Schule der Stutzer“ (Rheinsagen. 3 Aufl.
1841 S. 134). — Ein Abdruck des Simrock'schen Gedichts „Der Schelm von Bergen“ aus den „Rheinsagen“
in der Didaskalia Frankfurt a. M. 1837 (Nr. 117. 28. 4.), in der auch Vogl mit Gedichten vertreten ist.

³⁾ Auf Gella zu beziehen. Die Gründe, aus denen der ganze Vers zu verurteilen ist, liegen
auf der Hand.

⁴⁾ Vgl. Simrock Str. 5.

⁵⁾ wie in Smets' erstem Gedicht Str. 13.

Drauf löst er ab die Maske: „So seht denn, wer ich bin:
Ich bin der Sohn des Henkers! — Nun schleppt zum Tod mich hin!
Ich muss' noch einmal sehen dies Bild, das Engeln gleich,
Und sollt' ich selber werden zur Leiche, blutig, bleich“!

Aufschreiend sinket Gella dem Grausen in den Arm,
Versteint steht der Kaiser, wild tobt der bunte Schwarm:
„Des Henkers Sohn! — Welch Frevel, ha frecher Bösewicht!
Hinweg mit ihm zum Turme und dann zum Blutgericht!“

Doch furchtlos blickt der Jüngling, wie alles auch voll Wut,
Auf Gella, die noch immer in seinen Armen ruht.
Schnell aber rafft sich diese empor, so bleich wie Schnee,
Und ruft: „Behüt' der Himmel, dass also ihm gescheh'.

Mein hoher Herr und Kaiser, verzeiht dem nieder'n Knecht,
Dass er sich angeeignet so keck des Edlen Recht,
Doch lasst um mich nicht fließen des Allzukühnen Blut;
Nie würde mir auf Erden hinfort mehr froh zu Mut.“

Der Kaiser aber blickte, von Staunen fast erstarrt,
Schon lange auf den Jüngling, der seines Urteils harrt.
Dann bricht er los: „Beim Himmel, so was ist nicht gescheh'n,
Seit Sonn' und Mond dort oben in ihren Bahnen geh'n!

Schon einmal hat der Kecke an uns gelegt die Hand,
Als er uns zwei errettet vom Sturz am jähen Rand,
Und nun zum zweitenmale, tanzt er nun eben gar
Herum mit meiner Frauen, vor meiner Grossen Schar.

So kühner Mut ist eigen nur wen'gen auf der Welt,
So keck dem Tod ins Auge sieht wahrlich nur ein Held.
Dum sei dir auch vergeben, was tollkühn du gewagt.
Frei magst du weiter ziehen, sobald es dir behagt.

Doch, dass nicht sei geschändet durch dich und deinen Stand
Die Ehre meiner Frauen, die dir gereicht die Hand,
So knie nun schnelle nieder und nimm den Ritterschlag
Und bleib' so mutvoll immer, wie heut' an diesem Tag.

Und dass der Enkel wisse, woher entsprosst sein Stamm,
Und wie den Ahn erhöht des Mutes inn're Flamm',
So sei es allen Edlen im deutschen Land bekannt,
Dass du der Schelm von Bergen hinfort nur seist benannt“.¹⁾

Die schöne Gela (Gisela, Gisla, Gella), die sagenhafte, von mehr als einem Dichter besungene Geliebte oder erste Gemahlin Friedrich Barbarossas,²⁾ ist in Gelnhausen wohlbekannt³⁾. Ihr zu Ehren soll der liebefrohe Kaiser die Burg, deren Trümmer noch heute Be-

¹⁾ Dazu Vogls Anm. a. O. S. 700. Vgl. Usener bei Gottschalk a. O. S. 266 Z. 26 ff.

²⁾ Die Geschichte kennt nur Adelheid von Vohburg und Beatrix von Burgund als Gemahlinnen des Kaisers.

³⁾ Vgl. über sie u. a. Emmel a. O. S. 21; Junghans: Zeitschr. u. s. w. S. 124. 128; A. Schreiber: Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. 3. Aufl. Frankf. a. M. 1848 S. 1;

wunderung erregen, erbaut und Gelahausen (Gelnhausen)¹⁾ benannt haben. Auch das Siegel der Stadt Gelnhausen, welches den Kaiser und die Kaiserin²⁾ an zwei Fensterbogen darstellt, sowie die Gelakapelle daselbst, wird zu ihr in Beziehung gebracht. Von Gelnhausen aus, wo der Kaiser von den Lasten der Regierung auszuruhen pflegte,³⁾ ist wohl die Fahrt nach Frankfurt zu denken.

Kann die Berührung dieses Jünglings, der sich durch eine sittliche Tat von selbst geadelt hat, noch jemanden entehren? So wie der um seine Gemahlin überängstlich besorgte⁴⁾ Kaiser in der vorletzten Strophe die Erteilung des Ritterschlags motiviert, beweist er eine Befangenheit⁵⁾ in der allgemeinen Anschauung von der Ehrlosigkeit des Henkerstandes einerseits und von dem Wert des äusserlichen Adels andererseits, die zu der Grossherzigkeit, mit der er dem des Todes Schuldigen das Leben schenkt und ihn als Helden anerkennt, nicht stimmen will. Besser gelungen ist das Charakterbild des Henkerssohns. Furchtlos erwartet dieser Recke sein Urteil. Denn, was liegt ihm, wie er mit ebenso naivem wie tapferem Freimut bekennt, noch am Leben, nachdem seine Sehnsucht gestillt ist und er das „Bild, das Engeln gleich“, wiedergesehen hat. So huldigt der Frauenschönheit nur ein echter Ritter. Die sanfte Seele will nicht, dass um ihretwillen Blut vergossen werde. Dieser Beweggrund, ausserdem aber ein erlaubtes Wohlgefallen⁶⁾ an dem ritterlichen Jüngling, welcher den Tanz mit ihr so todeskühn gewagt hat, und dazu wohl auch das auf der Stelle sich regende Bewusstsein, „dass ihr ja doch von der Ehrlosigkeit nichts anhaften geblieben sei,⁷⁾“ veranlassen sie zur Fürbitte. Natürlich wird der Retter an der Felschlucht nur vom Kaiser wiedererkannt. Die Kaiserin hat ihn infolge ihrer Ohnmacht damals überhaupt nicht gesehen und der Kaiser sich sicherlich gehütet, ihr hinterher seine Herkunft und seinen Stand zu verraten.

Was Vogl der Sage durch die Einführung Gelas und die Hervorkehrung ihrer Schönheit mit ihrer überwältigenden Wirkung auf den Jüngling an romantischem Gehalt zugesetzt hat, das hat er seiner Dichtung an Präcision der Ausführung bei gelegentlicher Vernachlässigung der äusseren Form entzogen. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass der Henkerssohn, der um den Tanz mit der verehrten Kaiserin mit Freuden den Tod erleiden

Simrock: Rheinsagen. 2. Aufl. S. 275; Al. Kaufmann a. O. S. 125; Schulte vom Brühl: Deutsche Schlösser und Burgen. I Leipzig o. J. S. 22; F. Schleucher: Hohenstaufensagen aus dem Kinzigtale. Gelnhausen o. J. S. 27 ff; Neuer Führer durch Gelnhausen und Umgegend. Gelnhausen. Druck und Verlag von O. Wettig. S. 12. Die Gelasagen und Geladichtungen verdienen eine zusammenfassende Behandlung.

¹⁾ Nach L. Bickell: Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel. Band I Kreis Gelnhausen. Text. Marburg 1901 S. 3 vom Namen Geilo abzuleiten.

²⁾ auch als Beatrix gedeutet. Vgl. z. B. Rullmann: Urkundliche Nachweise über die Anwesenheit der Hohenstaufen in der freien Reichsstadt Gelnhausen. Gelnhausen 1883 S. 16.

³⁾ Vgl. u. a. E. Landau: Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer. II Kassel 1833 S. 39 ff; Lyncker a. O. S. 149.

⁴⁾ So zeigt er sich auch in der Schlussstrophe des ersten Teils. Schon der Anblick ihres Retters könnte ihr gefährlich werden.

⁵⁾ „Kalt fuhr's ihm durch's Gebein“, wie er den Retter sich nennen hört (Schlussstrophe des ersten Teils).

⁶⁾ Vgl. den treuherzigen Bericht der Sage bei Enslin a. O. S. 19: „Und mehr als einmal hatten sich die beiden im Saale herumgeschwungen, gefielen sich gegenseitig recht gut — und warum auch das nicht: waren es doch beide menschliche Gestalten, wenn auch verlarvt.“

⁷⁾ Enslin a. O. S. 20.

will und durch ihre Fürbitte¹⁾ der Gnade des Kaisers empfohlen wird, — die ersten Ansätze zu mehr romantischer Gestaltung des Stoffes gegenüber der einfacheren Tradition, wie sie bei Simrock vorliegt, — bereits bei Sinclair begegnet, mit dessen Gedicht der zweite Teil des Voglschen Epyllions noch einige andere, aber unwesentliche Züge gemeinsam hat.

Der Dichtung Vogls verwandt ist die gleichfalls epische, noch erheblich weiter ausgespinnene Bearbeitung seines österreichischen Landsmanns Karl Egon Ebert, die, soweit ich sehe, zuerst in der 3. Auflage seiner Gedichte Stuttgart und Tübingen 1845 S. 417 ff.²⁾ gedruckt ist.

Auch hier verdient sich der Henkerssohn den Adel durch eine tapfere Rettungstat. Freilich, nicht um zu retten, sondern um die Stüssigkeit der Rache zu kosten, zieht er aus. Durch den väterlichen Fluch und den Ekel vor seinem entsetzlichen Handwerk bis zur Verzweiflung gefoltert, kündigt er dem schreckhaften Vater in bedeutungsvoller Stunde das Verhältnis, entschlossen, sich ein neues Leben zu suchen und das Brandmal der Schande, wenn es sein muss, mit dem eignen Blut zu tilgen. Der Hohn des Vaters, es sei nun einmal Gesetz und unabänderlicher Landesbrauch, dass zwar der Hund dem Kaiser und der Kaiserin die Hand lecken dürfe, aber der Henkerssohn, der auch nur ihr Gewand berühre, des Todes sterben müsse, entfesselt des Jünglings ganze Leidenschaft. Er kennt seinen Wert und weiss ihn zu rühmen. Wer sind denn diese Hohen der Erde, dass sie nach solchem Recht zu verfahren sich anmassen dürfen, diese Höflinge am Kaiserthron, die er im Lanzenpiel zu übertreffen, mit denen er es in jeder galanten Kunst aufzunehmen sich getraut, aber nimmermehr sein Herz tauschen möchte. Forteilten will er in den Kaiserpalast, sich mit List in die Menge mischen, den Kaiser und das Kleid der Kaiserin berühren.

Dann will ich doch sehn, ob nicht die Pest³⁾
Sich bald im Palaste spüren lässt:
So rächt sich, so gibt Hohn für Hohn
Des Schelmen vom Berge, des Henkers Sohn.

In enganschliessendem, blutrotem Gewand, mit schwarzem Band, ein rotes Barett auf dem Haupt, so erscheint er beim Maskenfest im Kaiserschloss⁴⁾ und gewinnt durch seine Tanzkunst die Huld der Kaiserin, die an ihm, gewiss der besten Ritter einem, nichts auszusetzen hat als seine sonderbare Tracht. „Beim Himmel, Ihr seht dem Henker⁵⁾ gleich.“ Man könnte erwarten, dass er sich jetzt als den Henker zu erkennen gibt, statt dessen erschallt — ein verbrauchtes, aber verzeihliches Motiv — der Schreckensruf „Feuer“. Wohl hat das Wunderbare in der Poesie, zumal in der romantisch gefärbten, sein Recht, aber wie eine Jugendsichtung mutet es an, wenn man liest, mit welchen übernatür-

¹⁾ Ein Motiv, das auch im Volksliede vorkommt. Vgl. Nassen a. O. März. Nr. 6 S. 43. — Ein Vergleich des ebd. abgedruckten Volksliedes „Es war einmal ein Zimmerg'sell“ mit Sinclairs in ähnlichen Vierzeilen abgefasstem Gedicht zeigt so recht, wie wenig auch dieser den angestrebten Volkston getroffen hat.

²⁾ = Poetische Werke. Gesamtausg. Prag 1877. 2, 144 ff.

³⁾ Vgl. S. 12 Anm. 2.

⁴⁾ In der ersten Strophe des zweiten Teils und schon in der vorletzten des ersten („die schimmernden Reih'n“) lehnt sich Ebert an Heines „Belsazar“ an.

⁵⁾ Sein übliches Kostüm ist der scharlachrote Mantel.

lichen Kräften und auf welchem unmöglichen Wege dieser Henkerssohn, nachdem die Ritter gleich überraschten Zwergen ausnahmslos die Flucht ergriffen haben, die endlich vermisste Kaiserin in eine dunkle Halle „fern im Palast“ rettet. Die Ohnmächtige erwacht. Sie will ihre Dankbarkeit beweisen und wünscht zu wissen, welcher herrliche Ritter sich in dem hässlichen Kostüm verberge.

Doch der Rote erwidert kalt:

Ich bin was ich schein' in der Maske Gestalt,
Der Niederen Schreck, der Grossen Hohn,
Des Schelmen vom Berge, des Henkers Sohn.¹⁾

Man sollte es nicht für möglich halten, dass die Scene noch zum Tribunal wird. Aber die Kaiserin lässt es, unvermögend gegen den allgemeinen und von ihr selbst getheilten Wahn, wirklich dahin kommen. In Fesseln steht ihr Retter vor einem hohen Reichsgerichtshof, dem der Kaiser in eigener Person präsidiert, und wird, weil er die Kaiserin mit seiner unreinen Hand entehrt habe („Du hielt'st sie umschlungen, man fand dich so“), zum Tode verurteilt. Die Kaiserin, anders geartet als die bei Vogl, steht verborgen und hört die Verteidigungsrede des Unerschrockenen an, in der das ganze Gedicht kulminiert und die sich der Dichter um keinen Preis entgehen lassen wollte.²⁾ Ohne um sein Leben zu betteln, beweist der Jüngling seinen Richtern die allem göttlichen und menschlichen Recht Hohn sprechende Verkehrtheit des Gesetzes, welches den Henker für unrein erklärt³⁾, gibt dann den adligen Herren, die beim Brande so schmäzlich davongelaufen sind, bittere Wahrheiten zu hören, gedenkt der Selbstlosigkeit seiner Rettungstat und versichert, um die Schande seiner Geburt auszulöschen, gern sterben zu wollen.

Doch, dass nichts fehle zu eurem Werk,
So sendet hinauf zu dem Schelm am Berg,
Entbietet den Vater und begehrt,
Dass den Sohn er richte mit seinem Schwert.

Und was die edle Tat allein auf den Kaiser nicht vermocht hat, das bewirkt diese tapfer trotzige Rede. Es gibt einen Verdienstadel, der nicht weniger von Gottes Gnaden ist, als der Adel der Geburt. Der Kaiser hat es wohl begriffen:

Ich löse dich aus der Knechtschaft Bann.
Steh' auf als Ritter und freier Mann.
Wer dir gleich handelt und dir gleich denkt,
Dem hat der Himmel den Adel geschenkt.

Auch auf die Kaiserin hat die Rede des Jünglings ihren Eindruck nicht verfehlt. Ihn nicht sterben zu lassen hat sie ja wohl von Anfang an im Sinn gehabt. Denn sie hat einen Beutel Goldes für ihn bereit gehalten. Wie er zu Ende ist, legt sie ihn still bei Seite. Jetzt steckt sie dem neuen Ritter ihren Ring an den Finger und fügt den Segenswunsch hinzu. Der Ueberselige hat den verlorenen Glauben an die Gerechtigkeit der Menschen wiedergefunden. Der Kaiser, der alles Versehene doppelt wieder gut machen möchte, drückt ihn an seine Brust, erklärt auch seinen Vater für frei und verspricht für sein Geschlecht eine Burg:

¹⁾ Vgl. Vogls Gedicht 1. Teil, Str. 9.

²⁾ Ebert war der Sohn eines Juristen und selbst juristisch gebildet.

³⁾ So belehrt der Frankfurter Scharfrichter Ulrich Waldmann bei J. B. Rousseau (vgl. Listmann a. O. S. 167) die Herren vom Rat über das Unsinnige der Anwendung der Tortur, deren Abschaffung er durchsetzt. Schon der erste Teil der Ebertschen Dichtung gemahnt an Rousseaus Gedicht. Vgl. u. a. Rousseau Str. 10₂ und Ebert 1. Teil, Str. 7₂.

Und niemand wag' es bei meinem Zorn
 Den Strom zu mahnen an seinen Born.
 Geehrt soll steh'n um des Kaisers Thron
 Des Schelmen vom Berge, des Henkers Sohn.

An Kühnheit und Todesverachtung dem Henkerssohn bei Vogl gleich, überbietet ihn der bei Ebert an selbstbewusstem Ehrgefühl und Feuer der Leidenschaft, so dass Verbissenheit und Ingrimms zu wehrhaftem Trotz gesteigert sind. Wie jener, so wird auch dieser gegen seine Stimmung zum Lebensretter. Jener bringt den inneren Adel schon in den Festsaal mit, dieser erwirbt ihn bald, nachdem er ihn betreten hat. Der Kaiser in Eberts Gedicht braucht, um die rechte Entscheidung zu treffen, erheblich mehr Zeit als sein Pendant bei Vogl, überwindet aber dafür auch schliesslich jedes Vorurteil. Untergeordnet ist, wie schon berührt, bei Ebert die Rolle der Kaiserin.

Eberts Dichtung wirkt trotz ihrer Mängel unterhaltend, und mancher Leser wird sich gern mit seinem Helden befreunden, so überschwänglich ihn auch der Dichter auf Kosten des Adels erhoben hat, der nicht mit einer einzigen würdigen Vertretung bedacht ist. Denn unverkennbar ist ausser der Absicht, die Torheit eines eingewurzelten Aberglaubens an den Pranger zu stellen, die Tendenz, dem Adel, welcher auf Grund der Geburt besondere Vorrechte beansprucht, aber des Verdienstes und der sittlichen Tüchtigkeit ermangelt, das Gewissen zu schärfen. Bekanntlich war die Adelsfrage ein Lieblingsthema der damaligen Schriftstellerei (es genüge, an L. Schückings satirischen Roman „Die Ritterbürtigen“ 1846 zu erinnern) und Gesellschaft. Zugleich war hier an einem ermutigenden Beispiel gezeigt, wie leicht Verkehrtes und Veraltetes, wie diese Meinung von der Person des Henkers, ausgerottet werden kann, wenn nur der Herrscher das erlösende Machtwort spricht. Man sieht den Dichter im Fahrwasser seines freigesinnten Landsmanns und Zeitgenossen Anastasius Grün. Auch die Streiflichter auf die Mängel des Gesetzbuchs und die Handhabung der Justiz in jener schwülen, nach Befreiung von verrosteten Zuständen verlangenden Zeit können dem esoterischen Leser der Ebertschen Dichtung nicht entgehen. Der Name des Kaisers ist ebenso wenig genannt wie die Örtlichkeit, in der sich die Begebenheit abspielt. Der Henker, dessen Wohnung sich „am Waldberg“ befindet, heisst, wie der Titel des Gedichts, der „Schelm vom Berge.“ Gerade charakteristische Elemente der Sage, wie die Schrecken erregende Entlarvung des Tänzers während des Festes und die augenblickliche Auflösung des allgemeinen Schreckens durch seine Erhebung in den Ritterstand, sind der Tendenz zu Liebe beseitigt. Indessen genügt schon die epische Anlage des Gedichts, um es gleich dem Voglschen aus der Reihe auszuschneiden, die von Smets über Simrock zu Heine führt.

Ganz unbekümmert um die Möglichkeit epischer Erweiterung oder ethischer Vertiefung und ohne irgend welche Tendenzen unterzulegen, hat nun Heine,¹⁾ der Anregung, die ihm Smets' erstes Gedicht in der Jugendzeit gegeben hatte, als gereifter Dichter nachgehend, die Sage behandelt. Er beabsichtigte nichts als eine „unschuldige,“ aber packende Volksromanze, und offenbar hat die wohlgemeinte Darstellung seines Universitätsfreundes, des „rhei-

¹⁾ Ob er Vogls Gedicht gekannt hat, muss trotz der Ähnlichkeit des Eingangs mit Vogl „Die Maske“ Str. 1 (dieselbe Anaphora!) dahingestellt bleiben. Seine Berührungen mit diesem Dichter sind sonst sehr lose. Vgl. Vogl a. O. S. 136 (Melisunda) und Heine W. 1, 362. 448. Denselben Stoff behandeln Sinclair a. O. 1, 6 und Uhland („Rudello“); auch den jungen Wilhelm Müller beschäftigte er: vgl. Goedeke a. O. 8, 261. Ullmann: Deutsche Dichtung von K. Franzos XXXIV 1903. 4. Heft S. 97. — Die Romanzen „Das Sklavenschiff“ (Vogl S. 166; Heine W. 2, 117) haben nur den Titel gemeinsam.

nischen Poeten“ Simrock, seinen höheren Anforderungen nicht genügt. Wohl mag ihm die Erinnerung an die schöne, in mehreren „Traumbildern“ besungene Düsseldorfer Scharfrichtertochter Josepha (vgl. „Memoiren“ W. 7, 509, wo er mit einem Ausfall „gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile“ nicht zurückhält) den Stoff besonders wertvoll gemacht haben. Bald nachdem es entstanden war, wurde das Gedicht durch L.[evin] S.[chücking], der es beim Abschied von Heine in Paris als „ein rührendes Andenken“ an den Leidenden mitnahm, in dem von ihm redigierten Feuilleton der Kölnischen Zeitung 1846 Nr. 151. 31. Mai („Herr Schelm von Bergen“) veröffentlicht (vgl. Karpeles: Deutsche Dichtung XXIX 1900. 1. Heft S. 31) und darauf in der vierten Auflage der Simrock'schen „Rheinsagen“ (Bonn 1850 S. 273¹⁾. „Schelm von Bergen“) ohne erhebliche Änderungen (neben Simrock's eigenem Gedicht) wiederholt. Um zwei ganze Strophen vermehrt und im einzelnen sorgfältigst ausgefeilt erschien dann die Romanze im „Romanzero“ Hamburg 1851 S. 16, ein Kunstwerk, dem vor den sämtlichen vorangegangenen Bearbeitungen niemand den Vorzug streitig machen dürfte. „Inmitten mannigfach verschlungener Verhältnisse, inmitten einer Welt, die alle träumerischen Illusionen zerätzt, weiss der Dichter des Tannhäuser-Liedes noch die alten Waldpfade aufzufinden, und das Klausnerglöcklein der Romantik zieht seine Hand noch immer mit jener ernsthaften Andacht, womit er unter den Fichten des Harzes träumte oder als Knabe den Märchen an den Ufern seines heimatlichen Rheines lauschte.“

Schelm²⁾ von Bergen.

Im Schloss zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz³⁾ gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.⁴⁾

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker⁵⁾ Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,⁶⁾
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezückt.⁷⁾

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
Wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill⁸⁾
Grüssen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbass brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muss nach Hause gehen —“
Die Herzogin lacht: Ich lass dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen.

¹⁾ Diesen Druck finde ich sonst nicht erwähnt.

²⁾ Der Rittername (ohne Artikel).

³⁾ Auch bei Sinclair geht der Vorgang beim „Fastnachtsspiel“ von statten.

⁴⁾ Vgl. Ebert 2. Teil, Str. 2: Gestalten seltsam wechselnd und bunt Wogen umher in des Saales Rund. Mögen Kundigere entscheiden, ob Heine die Ausdrucksweise von Ebert übernommen hat.

⁵⁾ Dasselbe Beiwort bei Smets, Vogl, Ebert. — „Fant“=junger Bursche (von infans), hier nicht mit dem Nebensinn des Geckenhaften.

⁶⁾ Die schwarze Maske (schwarz die Farbe des Todes; vgl. Uhland „Der schwarze Ritter“) schon bei Simrock, von dem sie Smets in der zweiten Bearbeitung entlehnte.

⁷⁾ So drückt sich ein Dichter aus; vgl. dagegen Smets' zweite Bearbeitung Str. 3: Die Königin entzückt Zum Tänzer hold sich wendet, Der glühend auf sie blickt. — Vgl. übrigens zu dieser ganzen Strophe Ebert 2. Teil, Str. 6.

⁸⁾ Das Fest auf dem Schlosse ist als rechtes Volksfest gedacht, „wo denn auch Vornehm und Gering sich lustirten am Tanz und Scherz“ (Enslin a. O. S. 19), wie der Kölner Karneval. Hier waren der Drickes (von Hendrick, Heinrich, launige Bezeichnung des Kölner Philisters) und die Maritzebel (Maria Sibylla, häufiger Name in der niederen Volksklasse) viel vertretene Figuren (W. 1, 337 Anm.).

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —“
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode¹⁾ gehör' ich —“
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehrt ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterem Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt er;
Sie riss zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weicht scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug,²⁾ er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.³⁾

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen,
Ein stolzes Geschlecht⁴⁾! es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.⁵⁾

Man hat an so mancher Ballade Heines den Mangel an Handlung auszusetzen gefunden, hier aber herrscht vom Anfang bis zum Schluss dramatisches Leben. Heine verlegt den Vorgang in seine Vaterstadt Düsseldorf,⁶⁾ die alte Residenz der Herzöge von Berg, wo Karneval und Mummenschanz nach dem Beispiel des benachbarten Köln von jeher blühten. Es bleibt einzuwenden, dass diese Versetzung der Schelm von Bergen an den Rhein zwar mit der Heimatsliebe des Dichters zu entschuldigen ist, aber streng genommen der

¹⁾ Vgl. Smets' zweite Bearb. Str. 3₅: Ihr gleicht des Todes Ritter (Worte der Königin).

²⁾ Ähnlich in der in gleichem Versmass gedichteten Romanze „Die Nixen“ Str. 7 (W. 1, 276): Der Ritter ist klug.

³⁾ Ursprünglich hatte zu solcher Standeserhöhung nur der Kaiser das Recht.

⁴⁾ Wenn nur die Nachkommen besser gewirtschaftet hätten. Ein rechter Hidalgo war der, der sein Lehngut, bestehend aus 79 Morgen Land und Weinbergen und 9 Morgen Wiesen, für ein Fass Kälberauer Weins und einen Schimmel im Trunk verkaufte. Vgl. Emmel a. O. S. 66; Junghans Zeitschr. u. s. w. S. 122.

⁵⁾ Hier die Abweichungen in dem Druck der Kölnischen Zeitung (=KZ) und bei Simrock (=S): 1₃ flimmern KZ. flammen S. — 2₁ schöne] junge KZ. S. — 3₂₋₄ Draus blitzt hervor mit Freude | Ein Auge wie ein blanker Dolch | Gezogen halb aus der Scheide KZ. S. — 5₁ Trompeten blasen Schnedderedengh! KZ (Schnedderengdeng! S). — 7₃ lacht] spricht S. — 7₄ will] muss KZ. S. — 8 fehlt KZ. S. — 9 ff.:

Wohl sträubt sich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entschuldigung wissen:
Sie hat ihm endlich mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz gerissen.

Der Herzog war ein kluger Herr,
Er tilgte auf der Stelle
Der Gattin Schmach. Er zog sein Schwert
Und rief: „Knie nieder, Geselle!“

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!“ schreit auf
Die Menge, die angstvoll weicht;
Die Herzogin schwankt nach ihrem (KZ) (auf ihren S)
Sie ist wie Kreide erbleicht. [Stuhl,

Ich schlag dich zum Ritter, und weil du ein Schelm,
So nenne dich Schelm von Bergen!“
Lang blühte am Rhein dies edle Geschlecht,
Jetzt ruht es in steinernen Särgen. KZ. S. —

Nassens Urteil, dass die Fassung KZ die schönste sei, wird man nicht beipflichten.

⁶⁾ Auf dem Platz vor dem Schlosse trieb er als Kind mit andern Kindern fröhliche Spiele. Buch Le Grand W. 3, 143. — Über Heines Liebe zum Rhein vgl. L. Schücking: Lebenserinnerungen. Breslau 1886. 2, 127.

Notwendigkeit und inneren Begründung entbehrt.¹⁾ Ueberdies darf man fragen, wie der Scharfrichter aus dem weit entfernten Bergen in Düsseldorf eine so bekannte Person ist, dass ihn die Menge im Augenblick erkennt.

Von dem Treiben des lebenslustigen Düsselvölkchens gibt die Einleitung der in beliebter Dreiteilung²⁾ (1—5. 6—10. 11—13) gehaltenen und auf die Relation des Notwendigsten beschränkten Darstellung ein überaus anschauliches Bild. Die Form ist hier durchaus der Inhalt. Beflügelte, das leichte Schweben der tanzenden Paare ausdrückende Anapaeste (1₃—4) lösen den ruhigen Tonfall der beiden Eingangszeilen ab, welche die Situation in aller Kürze darlegen. In wohlgetroffener Tonmalerei wird das laute Auflachen der schönen Herzogin mit dem frischen Blut der Rheinländerin (2₂), sowie das Rauschen des Orchesters (5₁—2), wiedergegeben. Zweimal, zuerst, um die grüssende Verbeugung der Masken (4₄), sodann, um das allmähliche Ausklingen der Musik (5₄) zu bezeichnen, tritt zu angenehmer Ueberraschung des Ohres an Stelle des steigenden das fallende Metrum. Durch die nachträgliche Einlage der achten Strophe ist auch für das Gespräch zwischen dem Scharfrichter und der Herzogin (6—8), in welchem Rede und Gegenrede einander in vollendeter Symmetrie entsprechen, die dreifache Gliederung gewonnen worden. Bei dem dreimaligen „Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir“ schweben die Worte vor, mit denen sich im Volksliede „Der Tannhäuser“ von Frau Venus (vgl. W. 4, 429 Str. 8 u. 10: „Nun gib mir Urlaub, Frau Venus zart,“ — „Gebt mir Urlaub, Fraue zart,“) und „Der edle Möringer“³⁾ von seiner Frau („Nun gebt mir Urlaub, zarte Fraue,“ drei Mal!) verabschiedet. Der Schelm bei Simrock ist ein kluges Glückskind, der Vogls und Eberts ein romantischer Held; Heines Schelm von Bergen ist ein Kavalier, der sich den Adel buchstäblich ertanzt. Von seiner Absicht, die Neugierige durch seine mit gesteigerter Unruhe und Hast (Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen — Der Nacht und dem Tode gehör' ich) vorgebrachten Einwendungen einzuschüchtern, nachdem er umsonst versucht hat, ihr durch höfliche Ausrede (Ich muss nach Hause gehen) zu entschlüpfen, erreicht er just das Gegenteil. Er stachelt die Neugier der Herzogin, die alles für Scherz nimmt, nur noch mehr an. Bei Smets und Simrock wird der Schelm erst durch das Eingreifen des Königs bestimmt die Maske abzulegen. Dadurch, dass die Herzogin, ohne den Gemahl abzuwarten, ihrem Partner die Maske eigenhändig herunterreisst, ein Verfahren, was höchstens als Uebermut der Neugier, keinesfalls aber als Taktlosigkeit aufzufassen ist,⁴⁾ wird nicht bloss der Gang der Handlung beschleunigt, sondern auch die folgende Ueberraschung um so wirksamer. Das war kein Märchenprinz, Frau Herzogin! Da steht der Schreckensmann, vor dem die ganze Tanzgesellschaft zurückweicht, vorher so freudig blickend und jetzt so finster von Angesicht wie seine Maske und sein Wort, so ganz dämonisch. Der hat nicht nötig, sich auf fussfälliges, listiges Bitten (Smets) oder verschmitzten

¹⁾ Vgl. Al. Kaufmann a. O. Vorwort S. VII.

²⁾ Vgl. Netoliczka a. O. S. 30.

³⁾ Sammlung deutscher Volkslieder. Herausg. durch Büsching und von der Hagen. Berlin 1807 S. 102. Vgl. Simrock: Die geschichtlichen Sagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter. Frankfurt a. M. 1850 S. 338. (Ebd. S. 315 steht auch Simrocks Gedicht „Der Schelm von Bergen“).

⁴⁾ So wenig wie das laute Auflachen in Str. 2. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, welchen hohen Grad von Ausgelassenheit der rheinische Karneval gestattet. Erscheint hier jemand taktlos, so kann es nur der Tänzer sein, der sich durchaus nicht demaskieren will.

Ratschlag (Simrock) zu verlegen. Der kluge Herzog weiss von selbst,¹⁾ dass mit der Hinrichtung des Tänzers der Ehre seiner Gattin nicht gedient ist und dass man heikle Verlegenheiten je rascher (er tilgte die Schmach Der Gattin auf der Stelle²⁾), um so unverfänglicher beseitigt. Kein Wort in seiner Rede ist zu viel und keins zu wenig. Sonst kommt der Herzog überhaupt nicht zum Wort, während der König bei Simrock (wie in Smets' erstem Gedicht) entbehrlicher Weise dreimal redet. Die letzte Strophe ist nicht überflüssig. Der Mann aus dem Volke hat sich als Ahnherr eines blühenden Geschlechts der widerfahrenen Auszeichnung nicht unwürdig gezeigt.

Glückliche Wahl des Stoffes, Simplicität der Behandlung und Plastik der Darstellung sind die Kennzeichen einer populären Dichtung im echten Sinn des Wortes. Selbst eine strenge Kritik muss einräumen, dass Heines Romanze diese Bedingungen durchaus erfüllt. Ihr Reichtum an musikalischen Elementen und metrischen Kunstgriffen, unter denen die wohl-erwogene Bevorzugung des zerhackten statt des reinen Reims (vgl. namentlich Str. 9 und hiermit die 8. Strophe des ersten Druckes) besondere Beachtung verdient, ist bereits von H. Gaedcke: *Aus H. Heines Dichterwerkstatt*. Hamburg 1875 S. 45 ff. erkannt und gewürdigt worden.³⁾ Schon in der Recension des „Romanzero“ im „Deutschen Museum“ von R. Prutz Leipzig 1851 S. 785 ff., welche den weitaus grössten Teil der Sammlung verurteilt, war der Kunstwert dieses Gedichts ausdrücklich hervorgehoben.

Den durch Heine an den Rhein⁴⁾ entrückten Schelm von Bergen hat Fritz Schleucher (a. O. S. 50) in einer munteren, im Stil und Versmass der alten Reimchroniken und des Hans Sachs (vgl. auch Uhland „Schwäbische Kunde“) abgefassten Dichtung („Der Schelm von Bergen“) seinem hessischen Heimatlande wiedergegeben. Der Dichter weiss, dass der Kaiser Friedrich Rotbart, um dem Tänzer für seine Keckheit doch einen kleinen Denkkettel zu geben, den Ritterschlag mit ausgesuchter Kräftigkeit erteilt habe, ein Zug, der sich auch in dem Bericht bei Beneke a. O. findet. Frei hinzugedichtet ist der Schluss, dass sich der Ritter später im Kampfe für seinen Kaiser als Held bewährt habe.

Nicht ganz unberührt von Heines Romanze ist das fünftaktige romantische Schauspiel von Roderich Fels⁵⁾: „Der Schelm von Bergen“⁶⁾, eine freie Bearbeitung der Volkssage mit Motiven nach Charlotte Birch-Pfeiffer: „Hinko“. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel (1834. Gesammelte dramatische Werke. 12. Band. Leipzig 1869 S. 1 ff.), die ihrerseits den historischen Roman von Ludwig Storch:⁷⁾ „Der Freiknecht“⁸⁾ (Leipzig 1830—33. Drei

¹⁾ Schon in dem Bericht Useners bei Gottschalk a. O. S. 255 (dessen „Taschenbuch für Harzreisende“ Heine in der „Harzreise“ W. 3, 23 citiert) trifft der Kaiser von selbst die Entscheidung: „Die Berührung der kaiserlichen Hand meiner Gemahlin hat ihn ehrlich gemacht und adelig, ihm sei verziehen“.

²⁾ Bei Sinclair sinnt der Kaiser lange nach. — Über mutmassliche Bekanntschaft Heines mit Sinclairs Gedichten an anderer Stelle.

³⁾ Vgl. auch J. Legras: Henri Heine. Paris 1897 S. 354.

⁴⁾ Nach Heine erzählt die Sage u. a. F. Leibing: *Sagen und Märchen des Bergischen Landes*. Elberfeld 1868 S. 114.

⁵⁾ Ein Berliner dramatischer Dichter, der in den ersten Jahrgängen des Kürschnerschen Allgemeinen deutschen Literaturkalenders (1879 ff.) wiederholt genannt wird. Auch in seinem Schauspiel „Olaf“ (in Reclams Universalbibliothek) zeigt er sich von Heine („Ritter Olaf“. W. 1, 273) beeinflusst.

⁶⁾ In Reclams Universalbibl.

⁷⁾ Unrichtig F. Kirchner: *Die deutsche Nationalliteratur* des 19. J. 2. Aufl. Kassel 1903 S. 398.

⁸⁾ Diese Benennung des Scharfrichters bezeichnet seine Unverletzlichkeit oder vielmehr den ihm von der Obrigkeit zugesicherten Schutz.

Bände)¹⁾ benutzte. Auf dem Felsschen Drama beruht der recht lesbare Text der romantischen Oper von Fritz Char:²⁾ „Der Schelm von Bergen“ (drei Aufzüge). Zwickau i. S. bei C. R. Moeckel. Endlich sei noch erwähnt, dass die Sage auch dem Einakter von Otto Roquette: „Der Schelm von Bergen“ (ein Lustspiel)³⁾ zu Grunde liegt.

¹⁾ Die zweite, bei Brümmer a. O. II. 402 erwähnte Auflage (Gotha 1841) dieses Romans ist mir nicht bekannt.

²⁾ Musikdirektor in Thorn.

³⁾ Leipzig 1890 (in Reclams Universalbibl.).

II.

Aus Mussestunden.

Die erste Aufgabe der Kunst ist es, die Natur so darzustellen, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte. Die zweite Aufgabe ist es, die Natur so darzustellen, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte.

Die dritte Aufgabe ist es, die Natur so darzustellen, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte. Die vierte Aufgabe ist es, die Natur so darzustellen, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte.

II

Aus der Natur

1.

David.

(2. Sam. 23, 14—17).

König Davids tapf're Krieger ruhen aus von heisser Schlacht.
Alles längs der Hügel schlummert, weil für alle David wacht.

Dort am Felsen steht er ringend im Gebete noch mit Gott,
Dass er eile zu verderben seiner Widersacher Spott.

Und er lechzt nach einem Becher aus der Quelle kühl und klar;
Aber ach! Den Quell umlagert siegreich der Philister Schar,

Jenen Brunnen, wo er täglich seine Hirtenflöte blies,
Bis die Stimme des Propheten ihn zur Salbung rufen hiess.

„Liebe Quelle, die mit Trauern freches Heidenvolk jetzt tränkt,
Hörst du deines Freundes Seufzer, ahnst du, wie der Durst mich sengt?

Auf, ihr Schläfer! Kampfgenossen! Wer mich lieb hat, trete vor!
Wasser will ich aus dem Brunnen dort zu Bethlehem am Tor.“

Und der kühnsten Krieger dreie, wohl versucht in manchem Strauss,
Stürmen seinem Ruf gehorsam talwärts in die Nacht hinaus.

Jach, wie Pardel unter Lämmer, brechen sie im Lager ein
Und entführen ihre Beute; Speere sausen hinterdrein.

Doch der Engel Gottes schirmt sie vor Verfolgung und Gefahr,
Und so reichen sie dem König schweissbedeckt das Trinkhorn dar.

Sieh, da netzen helle Zähren ihm das edle Angesicht,
Und er nimmt den Trank, vergiesst ihn nieder auf den Sand und spricht:

„Die ihr euer Leben wagtet, gross an Treue, gross an Mut,
Ferne sei es, dass ich trinke euer teures Heldenblut.

Herr, des Walten ich erkenne, dir sei dieses Nass geweiht.
Sieh es gnädig an, mein Opfer, grosser Gott in Ewigkeit!“

2.

Die Madagassin.

Grauser Niang!¹⁾ Dir begrabe
Ich mein kurzes Glück;
Meines Opfers reiche Gabe
Wiesest du zurück.

Riefest an unsel'gem Tage
Ihn aus meinem Schoss,
Sich zum Tode, mir zur Plage,
Ersterzeugten Spross.

Unter bösem Stern Gebor'ner,
Kann dich retten nicht;
Warum kamst du nicht, Verlor'ner,
Gestern schon ans Licht!

Seh' dich nimmer wachsen, schreiten
Kühnem Löwen gleich,
Nimmer dich als Helden streiten
Für der Väter Reich.

Wimmre nicht! Du wirst nicht wenden
Meinen wilden Mut.
Die dich zeugte, muss dich senden
In die salz'ge Flut.

Lass' ich dir das zarte Leben,
Bringt es dir nur Qual;
Sieh, wie lauernd dich umschweben
Leiden ohne Zahl.

Siech und elend wirst du schleichen,
Gram und Traurigkeit
Werden deine Haare bleichen
Lange vor der Zeit.

Keine Schöne wird dir winken
Bei der Sterne Schein.
Wenn die Sterne Liebe blinken,
Wirst du einsam sein.

Freunde werden sich entziehen
Deinem Jammerbild,
Vögel deine Schlingen fliehen,
Deinen Speer das Wild.

Pest wird raffén deine Herden,
Deiner Stiere Kraft,
Bitter dir im Munde werden
Der Orange Saft.

Feuerhauch wird dir verderben
Selbstgepflanzten Reis.
So im Elend wirst du sterben
Bettelarmer Greis.

Drum, was säumt ihr, meine Hände?
Welle, nimm ihn auf!
Heut beginne, heut vollende
Er des Daseins Lauf.

3.

Nächtlicher Ritt.

Wer sprengt dort in den finstern Tann?
Der König und ein Edelmann.

Lautlos, düstern Schatten gleich,
Reiten sie tief in des Waldes Bereich.

Dort am See, mitten im Wald,
An der Eiche, machen sie halt.

Der junge König vom Sattel sich schwingt,
Dem jungen Grafen er näher winkt:

„Hier färbte sein Blut die Erde rot,
Hier stach mein Vater den deinigen tot.

Willst du ihn rächen, hier stehe ich,
So zieh dein Schwert und töte mich.

¹⁾ Zanhar und Niang entsprechen dem Ormuzd und Ahriman der Perser. Auch die Madagasker haben in ihrem Kalender ihre dies nefasti. Wird ein Kind an einem solchen geboren, — natürlich ist eine solche Geburt wie alles Böse auf Niang zurückzuführen — so hat es sein Leben lang unendliche Leiden zu gewärtigen und wird, um nicht tausendmal zu sterben, desselben Tages von der eigenen Mutter im Meere oder in einem Flusse begraben. Vgl. Herders sämtliche Werke. Herausg. v. B. Suphan. 25, 637 ff.

Wo nicht, so gib mir die Freundeshand
Und hilf mir dienen dem Vaterland.“

Mein König, dir breche die Treue ich nie.“
So schwört der Graf und sinkt aufs Knie.

Aus Wolken bricht des Mondes Licht. —
„Geist meines Vaters, zürne mir nicht! —

Wer sprengt im hellen Sonnenschein
Aus dem Tann in den fröhlichen Morgen hinein?

Gustav, die Leuchte dereinst der Welt,
Und Graf Baner, sein Schlachtenheld.

4.

Lamia an Demetrios Poliorketes.

(Alkiphron II 1, 1 ff.)

Wenn ich dir lausche und draussen dich sehe, mein Fürst und Gebieter,
Hoch zu Ross, vom Gewühl blitzender Speere umwogt,
Auf dem Haupte das Diadem, von Gesandten begleitet,
Denen dein siegreiches Schwert Schweigen und Zittern befiehlt,
Ach! — bei Kythere! dann klopft mir das Herz, ein Schauer ergreift mich,
Und ich wende den Blick wie von der Sonne zurück.
Ja, dann bist du in Wahrheit Demetrios, bist du der Heerfürst,
Welcher die Städte zerstört, welcher die Völker bezwingt.
Ach! wie bitter ist dann dein Blick! So blicket der Kriegsgott,
Wenn er, wie finsterer Sturm, unter die Streitenden fährt.
Zweifelnd spreche ich dann zu mir selbst: Du, Lamia, bist es,
Der er so Zärtliches schreibt, die er Gnathänen vergleicht?
Du bist's, deren Geplauder er horcht, die in schimmernden Nächten
(O der Wonne!) mit ihm kosender Liebe genoss?
Und ich staune und schweige vor Glück und zähle die Stunden,
Träumend am Wollengespinnt, immer nur träumend von dir.
Wenns an der Türe dann rauscht und im Waffengeschmeide du eintrittst,
Fliege entgegen ich dir, sinke zu Füßen dir hin.
Doch, wenn in liebender Huld du mich aufhebst und küssest und herzest,
Höher dann wächst mir der Mut, kühner dann frage ich mich:
Das ist der grosse Erobrer, den Hellas und Thrakiën fürchtet,
Dem das gepries'ne Athen göttliche Ehre erweist?
Heute, bei Kypris, will ich ihn mir mit der Flöte erobern.
Was er mir dann noch vermag, bin ich begierig zu sehn.

5.

Idyll.

(Alkiphron III 12).

Hoch im Mittag stand die Sonne und entsandte heissen Brand.
Zuflucht gab mir eine Pinie, die auf luft'gem Hügel stand.

Mich des Schattens und der Kühlung herzlich freuend sass ich dort,
Dachte dies und das und wünschte mich an keinen andern Ort.

Endlich fiel mir's, mocht' es Pan auch höchlich unwillkommen sein,
— Denn zu Mittag will er schlafen — just zu musizieren ein.

Leise greif' ich in die Syrinx; leise klang zuerst mein Lied,
Lauter dann und immer lauter, und nun höret was geschieht.

Angelockt von meinem Spiele sammeln sich um mich im Kreis
Alle meine lieben Ziegen, alte, junge, Bock und Geis.

Gras und Kräuter schier vergessend sind sie für mein Lied ganz Ohr,
Aber ich in ihrer Mitte kam mir gleichwie Orpheus vor.

Diese heitre Mär erzähl' ich euch, damit ihrs mit mir wiss't,
Dass wie meine Herde keine so musikverständlich ist.

6.

Untreue.

(Hor. Epod. 15).

Es war bei Nacht; aus wolkenlosem Himmel
Ergoss der Mond sein Silberlicht,
Im Kreise rings das bunte Sternengewimmel,
Da schwurst du mir in's Angesicht,

Der Majestät der Himmlischen zum Hohne
Und fester mir ans Herz gedrückt,
Als sich der Epheu rankt, der nach der Krone
Des hohen Eichbaums schmachtend blickt:

So lange Schaf und Wolf in Feindschaft leben,
So lang' Orion Schiffer schreckt,
Wenn er den Stürmen ruft sich zu erheben
Und dann das Meer aus tiefstem Grunde weckt,

So lang' Apollos üpp'ge Lockenhaare
Der Winde lust'ges Spielwerk sind,
So lange bin, so wahr mich Gott bewahre,
Ich dir von Herzen treu gesinnt.

O, bitter sollst du mir, Neäre, büssen!
Denn wisse, Flaccus ist ein Mann.
Die Nacht dem Nebenbuhler zu versüssen
Heisst tun was er nicht leiden kann.

Erzürnt wird er ein Mädchen sich erküren
An Lieb' und Treue seiner wert,
Nie wieder wird ihn deine Schönheit rühren,
Wenn er im Ernste Unmut nährt.

Und du, der du mit prahlenden Gebärden
Auf mich jetzt und mein Unglück siehst,
Du seiest reich an Äckern, reich an Herden,
Selbst wenn dir ein Pactolus fließt,

Selbst wenn Pythagoras' geheime Lehren,
Der wieder auferstanden ist,
Wie keinem Weisen dir erschlossen wären,
Und schöner du als Nireus bist,

Es kommt die Zeit, da wird dichs arg betrüben,
Dass andere in guter Ruh
Mit ihr der Liebe holde Künste üben,
Ich aber lache dann — wie du.

Scythenfreundschaft.¹⁾

Längs des Tanais, des wellenreichen,
Sind der Scythen Zelte aufgeschlagen,
Weithin ausgespannt auf beiden Ufern,
Rechts die eine Hälfte, links die andre.
Also schien es wohlgetan dem Führer.
Lang entbehrten Schlafes sich erlabend
Ruh'n sie aus vom Kämpfen und vom Wandern.
Aber eh' der Frühlstern noch erglänzte,
Herr des Himmels, was für ein Erwachen!

Links des Stroms im Lager eingebrochen
Sind mit mächt'gem Heere die Sarmaten,
Hau'n das schlafberauschte Volk zusammen,
Plündern leer die Zelte, leer die Wagen,
Schneiden vielen Kriegern ab die Köpfe,
Machen viele Krieger zu Gefangnen,
Fangen auch den tapfern Amizokes.

Als dem Jüngling man die weissen Arme
Auf dem Rücken schmäählich festgebunden,
Rief er schmerzlich stöhnend übers Wasser:

„Dandamis, mein Freund und Waffenbruder,
O, wo bist du? Dass du hier jetzt wärest!
Denke, was einander wir geschworen,
Unser Blut aus einem Becher trinkend,
Stets uns nah' zu sein in Fahr und Nöten,
In Bedrängnis nie uns zu verlassen!
Arge Schmach ist mir geschehen, Bruder,
Bin gefesselt, bin zum Sklaven worden.
Jetzo hilf mir, oder hilf mir nimmer!“

Als die Worte Dandamis vernommen,
Wollte schier das Herze ihm zerspringen:
„Amizokes, teurer Freund und Bruder!
Wehe mir und dir ob solchen Leides!
Aber eher müssen Felsen schmelzen,
Als an dir ich zum Verräter werde.“

Springt der Held auf seine leichten Füße,
Wirft sich ohne Säumen in die Fluten,
Schwimmt dem Feindesufer kühn entgegen.

Hoch die Lanzen stürmen die Sarmaten,
Auf der Stelle nieder ihn zu stossen,
Doch er ruft, so laut er rufen konnte:
„Ziris, Ziris²⁾! Loszukaufen komm' ich
Den gefangnen Freund und Waffenbruder.
Führet, führet mich vor euren Häuptling!“

Wie er vor den Häuptling hingetreten,
Zieht er ehrfurchtsvoll die Zobelmütze,
Neigtsich dreimal, küsst ihm Knie' und Hände
Und beginnt mit edlem Anstand also:

„Dass ich dich nicht hintergehe, Häuptling!
Loszubitten, loszukaufen komm' ich
Den gefangnen Freund und Waffenbruder,
Doch mit Lösegeld nicht im geringsten.
Habe weder Gold, noch hab' ich Silber.
Einz'ges Kleinod ist mir der Gefang'ne,
Dem icheinst durch Eidschwur mich verbrüdet,
Stets uns nah' zu sein in Fahr und Nöten,
In Bedrängnis nie uns zu verlassen.
Ihn, ich flehe dich bei deinen Eltern
Und bei allem, was dir lieb auf Erden,
Ihn befreie von der Schmach der Fesseln
Und statt seiner wähle mich zum Sklaven
Oder nimm, wenn dir's beliebt, mein Leben.“

Sprach der Häuptling: „Nicht dein Leben will ich,
Noch begehrt' ich dich zu meinem Sklaven;
Doch für deine beiden blauen Augen
Wirst du deinen Freund zurückerhalten.
So und anders nicht sei die Bedingung.“

Reisst der Scythe seinen Dolch vom Gürtel,

¹⁾ Für den von Lukianos Toxar. c. 39 ff. überlieferten Stoff schien die Form der serbischen Volksgesänge die geeignetste, mit denen mehrere der im Tox. erzählten Geschichten gar manche, in ihrer Vollständigkeit bisher noch nicht bemerkte Züge gemeinsam haben.

²⁾ „Wenn jemand dieses Wort spricht, so wird er von ihnen nicht getötet, vielmehr nehmen sie ihn auf, weil sie glauben, dass er gekommen sei, um wegen des Lösegeldes zu verhandeln“ (Lukianos).

Langt dann mit dem Dolche nach dem Haupte,
Bohrt sich aus der Stirn die blauen Augen,
Fängt sie auf in einem woll'nen Tüchlein,
Legt das Tüchlein zu des Håuptlings Füßen.

Vorgeführt alsbald wird Amizokes,
Und der Håuptling löst ihm selbst die Bande.
Drauf zu Dandamis gewendet spricht er:
„Deine Augen hast du mir gegeben;
Nimm dafür den Freund und zieht von dannen.“

Horch, daschreit ein Hirsch empor zum Himmel,
Ein verlassner, nach der Hirschkuh jammernd:

„Dandamis, o du geliebte Sonne,
O, wie bist du finster mir geworden!
Junger Baum, der mir so lieblich blühte,
Ach umsonst! Die Axt hat dich verstümmelt.
O, so mag auch ich nicht länger sehen,
Wie im Frühling sich die Erde schmücket.
Håuptling, nimm statt zweier Augen viere“.

Und er reißt den spitzen Dolch vom Gürtel,
Langt dann mit dem Dolche nach dem Haupte,
Bohrt sich aus der Stirn die beiden Augen,
Fängt sie auf in einem wollnen Tüchlein,
Wirft das Tüchlein zu des Håuptlings Füßen.

Als der Håuptling also sie gesehen,
Wie sie schmerzenreich von dannen wankten,
Arm in Arm, der Blinde mit dem Blinden,
Da verlor er sich in tiefes Sinnen,
Und, nachdem er endlich sich besonnen,
Sprach er zu den Seinen diese Worte:

„Viele Güter nahmen wir den Feinden,
Doch mit nichten nahmen wir die Treue.
Ueberfall'ne konnten wir besiegen,
Aber wehe uns in offner Feldschlacht.
Denn wo solche Heldenherzen schlagen,
Die in solcher Treue sich verbinden,
Da ist Sieg, da streiten wir vergebens.
Darum lasst uns schnell die Beute retten
Und zum Rückzug alle Hörner blasen.“

8.

Amphion und Anapios.

Rast die Erde? Soll die Welt vergehen?
Will der grimme Typhon, fessellos,
Mit den Göttern neuen Kampf bestehen,
Neugeboren aus der Erde Schoss?
Oder will der Fürst der Todesschrecken
Gegen Juppiter die Hölle wecken?
Also donnerts, in der weiten Runde
Jammer kündend, aus des Aetna Schlunde.

Wirbelnd, wühlend, mit Geheul und Prasseln,
Speit er Blitz auf Blitz in blinder Wut.
Felsen, gleich Rubinen funkelnd, rasseln
Auf den Aschenkegel aus der Glut.
Glatt und grade, wie des Südens Fichte,
Schießt der Kraterdampf zum Sonnenlichte.
Blutig neigt sich Phoebus, und bezwungen
Ist des Tages Glanz in Nacht verschlungen.

Ueber Schneegeklüft und Schlackenfelder
Stürzt die Lava tosend sich herab,

Sprengt den Ring der stolzen Buchenwälder,
Reißet Hirt und Herden jäh ins Grab,
Tobt verwüstend in den Obstgehegen,
Mordet Bacchus', Ceres' goldnen Segen
Und ergießt mit räuberischer Schnelle
Auf die Stadt die schwarzgefleckte Welle.

Steingeröll und dicker Aschenregen
Sausen auf die Dächer ihr voraus.
Wehgeschrei erhebt sich allerwegen,
Und die Finsternis erhöht den Graus.
Meerwärts durch der Strassen Qualm und Enge
Drängt in wirrer Flucht des Volkes Menge.
Jeder rennt und hastet um die Wette,
Ob er sich und seine Habe rette.

Häuser sinken, Türme und Paläste
Strahlend berstend in des Feuers Schein.
Wehe! Jetzt zu mörderischem Feste
Bricht es in den Menschenknäuel ein.

Welch Gestöhn! Welch unerhörtes Sterben!
Will die Gottheit allesamt verderben?
Nein, sie sonderl aus der Spreu der Schlechten,
Nimmer je sich irrend, die Gerechten.

Dort am Tempel, den mit geilen Zungen
Schon des Nachbarhauses Flamme fasst,
Knieen Greis und Greisin armumschlungen,
Hingesunken von der Jahre Last.

„Grosse Here, wollest Gnade geben,
Dass wir keins das andre überleben.“
Sieh, da nahen sich in Jugendschöne,
Ihres Alters Schmuck, die beiden Söhne.

Feile Art, die ihrer Menschenwürde
Stets vergessend nur sich selber lebt,
Sich des Goldes vielgeliebte Bürde,
Sonst nichts Teures zu bewahren strebt!
Jenen sind der Wiege treue Hüter
Allerköstlichstes der Erdengüter.

Diesen Schatz entrafen sie und wagen
Todeskühn ihn durch die Glut zu tragen.

Fromme Kindestreue! Dir die Krone
Unter allem, was sich Tugend nennt.
Dir zum Ruhme, dir zum Ehrenlohn
Huldigt selbst das wilde Element.
Fromme Waller unter frommen Lasten
Wagt sie keine Flamme zu betasten.
Wo sie treten, spalten sich im Bogen
Ehrfurchtvoll des Feuerstromes Wogen.

Rechts und links umbraust von seinen Fluten,
Aber heiter lächelnd der Gefahr,
Also schreitet mitten durch die Gluten
Im Triumph das fromme Brüderpaar.
Wo der Schiffe Wimpel Rettung winken,
Siehst du dankerfüllt sie niedersinken:
„Seid gepriesen, deren Wunderwalten
Uns das Liebste auf der Welt erhalten“.

9.

Europa.

(Ein Gemälde).

Europa auf des Stieres Rücken
Entführt durch Meer und Sternennacht,
Den Götterkönig zu beglücken!
Die Erde jauchzt, der Himmel lacht.

Die Wellen halten ein im Rauschen
Und glätten sich zu heit'rer Ruh';
Die Winde atmen nicht, sie lauschen
Und sehn erstaunt dem Schauspiel zu.

Eroten flattern Fackeln schwingend
Mit Siegerblicken nebenher
Und wecken, Hochzeitlieder singend,
Zur Freude das entschlafne Meer.

Aus allen Tiefen, allen Klüften
Schnellt auf der Fische munt'rer Chor,
Die Ungetüme in den Schlüften,
Nicht schreckhaft schnauben sie hervor.

Delphine tummeln sich zu Füßen
Des Gottes und der holden Braut,
Die auf das stumm beredte Grüssen
Voll Furcht und süsser Ahnung schaut.

Des Nereus schlanke Töchter alle
Umjauchzen sie im Reigentanz;
Leicht schwebend aus krystallner Halle
Entfalten sie der Schönheit Glanz.

Palaemon, Phorkys, Glaukos recken
Die Köpfe prustend aus der See.
„Will uns ein täuschend Traumbild necken?
So lieblich strahlt nicht Galathe“.

Der Triton kommt heraufgezogen
Und gibt auf einer Muschel Mund
Laut schmetternd allem Volk der Wogen
Das Nahen des Gebieters kund.

Im Prachtgewand, auf goldnem Wagen,
Entfährt er seinem goldnen Haus;
Der Renner allerbeste tragen
Dem hehren Bruder ihn voraus.

Zuletzt ein duft'ger Blütenregen,
Ein silberweisses Taubenpaar,
Und Kypris selbst bringt Kranz und Segen
Der Jungfrau schalkhaft lächelnd dar.

So geht es, bis am Himmelsrande
Die sanfte Morgenröte blinkt,
Und mit der teuren Last am Strande
Gar lang' ersehnt er niedersinkt.

Hier streift er ab die falsche Hülle.
Ein heller Blitz, ein Donnerschlag:
Da steht er in der Gottheit Fülle,
Jung prangend wie ein Frühlingstag. —

Vor Diktes stiller Felsengrotte
Ertönt der Horen Brautgesang:
„Heil dir, o Braut, und Heil dem Gotte,
Den deine Schönheit so bezwang.

Lass' ohne Schluchzen, ohne Klagen
Dir teuer sein den Augenblick
Und lerne dein Geschick ertragen:
Unsterblichkeit ist dein Geschick.“



So geht es, bis am Hi
Die sanfte Morgenröte
Und mit der teuren La
Gar lang' ersehnt er ni

Hier streift er ab die fa
Ein heller Blitz, ein De
Da steht er in der Gol
Jung prangend wie ein

stiller Felsengrotte
Horen Brautgesang:
o Braut, und Heil dem Gotte,
Schönheit so bezwang.

Schluchzen, ohne Klagen
ein den Augenblick
dein Geschick ertragen:
keit ist dein Geschick."



